

# VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 42.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 2. November 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

## Die rote Gret.

Novelle von E. Vely.

(2. Fortsetzung von S. 395.)

Nachdruck verboten.

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Fränz ist früh aufgestanden, um noch die kleinen Fensterscheiben zu putzen. „Du schaffst dich aber brav ab in aller Fröh“, sagt eine Stimme hinter ihr — Gret ist herangeschlüpf. Das krause, rote Haar steht ihr um den Kopf wie ein Kranz, sie ist reinlich gekleidet.

„Wohinaus willst denn du?“ fragt die andere.

„I bring meine Zeine (Körbe) und Stühl, die i flecht, fort.“

Fränz nickt. „Arg fleißig sollst sein.“

„Thät sonst verhungern!“ sagt Gret, schaut Fränz eine Weile zu und meint dann: „Bei dem Krispin hättst auch nit zu schaffen brauchen, wie eine Magd!“

Fränz wird blutrot und stammelt: „Ja, woher weißt denn das auch?“

Gret hat sie scharf angeblickt, und ein triumphierendes Licht flackert in ihren Augen auf. „Daß ihr euch gemocht habt,“ sagt sie ruhig, „das weiß ein jedes Kind!“

„Ist's wahr?“ fragt das junge Weib und ist noch immer nicht aus der Verlegenheit heraus, „i hätt's nit denkt.“

„Ja, so geht's in der Welt,“ spricht Gret und giebt dem Bündel Körbe einen Stoß, „den einen mag man, und den andern nimmt man. Du bist nit die einzigst' — sind schon genug durch das Paradies (Vorhalle) da in der Klosterkirch gegangen, die einem Mann, ja' gesagt haben und wünschen von Herzen, es wär nur der nit an ihrer Seit.“

Sie lacht rauh. Fränz hebt den Kopf.

„Alle Mannsleut haben ihre wüsten Täg, und gar zu arg geht der Jakob nit mit mir um ...“ Eine Thräne hängt an den blonden Wimpern.

Gret blickt die Straße hinauf und hinab und dann das junge Weib an. „Schöne Zöpf hast, die mögen dem Haigerle auch gefallen.“

„O, dem!“ ruft Fränz.

Wieder lacht die Gret. „Weißt wohl gar einen, der sie hat besser mögen?“

„Du auch!“ murmelt Fränz verächtlich.

Gret lehnt sich an die Hausstür und verschränkt die Arme. „Bist eine Sanfte, aber gar zu weich mußt auch nit sein, i geb dir einen Wink, der Haigerle ist nit immer auf den rechten Wegen.“

Fränzle sieht sie ungewiß an.



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Hohenschwangau und Neuschwanstein.  
(Vom Pindarplatz aus gesehen.)

Gemälde von Feldhütter.



„Frag nit!“ murmelt die andre, „aber den Turm kennst, wo der alte Wunderdoktor gehaut hat?“

„Freilich!“

„Gret belädt sich mit ihren Körben. „I hab Eil, aber wenn du's ermachen kannst, da weißt auf einmal, wie du dran bist. Und stell di auch nit in die volle Sonn, eins kann schon dort verschlupfen!“

Dann ist sie fort. In Fränz' Schläfen hämmert es, sie hat begriffen.

Ihr Annelie schläft noch in seiner buntbemalten Wiege, als sie in die Kammer tritt. Jakobs Bett ist leer, den treibt's in aller Früh in den Wald — oder . . . Sie schlägt ein Tuch um und tritt hinaus, der Tau liegt noch überall, im Kloster-gut ist erst wenig Leben, das Wasser in dem Brunnen unter den Lindenbäumen plätschert lustig. An der Kirche vorüber schlüpft sie in den Garten, durch die herblich verwilderten Wege. Auch dort rieselt beständig ein Brunnen, das Gelsbrünnlein, danach das Kloster den Namen hat — und da ist der Faust-turm. War's Narretei von der roten Gret? fragt sie sich jetzt — alles ist still, wie noch im Morgenschlaf. Nein, plötzlich sind Schritte hinter der Mauer laut, dem Jakob seine, sie kennt sie ja — kommt er, um einen verbotenen Pürschgang zu bereiden? Das kann doch die Gret nur gemeint haben.

Vorsichtig klimmt sie an der Mauer hinauf, ihren Fuß in Lücken schiebend, zwischen Buschwerk kann sie hinuntersehen. Ja, da ist der Jakob und lugt aus, wie wenn er auf jemanden wartet. Und hinter ihr heben die Glocken an zu läuten. Und da kommt atemlos ein Mädchen daher — die Christliebe! Sie ist im Sonntagspuz, städtisch, eine rote Schlupse schimmert auf dem grauen Kleide unter dem Kinn hervor, die schwarzen Haare glänzen, die Lippen lachen, und die Augen funkeln.

Und wie zwei Liebesleut stehen sie beieinander — so, wie sie einmal mit dem Krispin gestanden ist. Jakob hat die Hand des Mädchens in der seinen.

„Schau, aber das ist arg gut, daß du daher kommen bist!“

Die schwarzen Augen funkeln ihn an.

„Um das Briefle da bin i kommen, meiner Mutter halben, um ein Mannsbild macht i schon kein' Schritt!“

„D, du Rede, du!“ Er schaut auf die Adresse. „Haft ein saubere Handschrift.“

„I kann eben manches besser, als andre!“ spricht sie und zieht die Hand fort. Er will das nicht leiden und ringt im Spaß ein wenig mit ihr, und sie lacht.

„Sell ist wahr,“ ruft er lachend, „und eins kannst am besten, die Leut gar närrisch verliebt in dich machen!“

„Ist das ein dummes Geschwätz,“ sagt das Mädle, „das kommt von selbst, darum rühr i nit den Finger!“

„Bist eine bildsaubere Hex!“ beteuert Jakob.

„Und du ein Wüster!“

„Und wenn i dir ein' Bager brächt, so einen, wie keine hat —“

„Haft etwa ein' großen Geldsack?“

„I schaff's schon, wenn i will — i bin der Jakob Haigerle!“

„Das bist,“ lacht Christliebe, „und ein Nichtsmutz dazu. Dein Weib —“

„Ach, laß die in Ruh. Das ist ein Weib, so gut wie keins! Schau, um dich ging i gleich ein' Tausch ein! I thät's jedem andern vergönnen.“

Sie lacht hell auf und schlägt mit der Hand, an welcher der Ring blüht, auf seine Schulter.

„So verschent's einmal! Und wenn du dann ledig bist —“

„So nehm i di!“

„Dho, thu auch so!“ ruft sie. „Als ob i den Haigerle schon wollt — das thät sich erst finden!“

„Freilich!“ spricht er und zieht sie an sich, was sie einen Augenblick duldet. „Bei dir, schau, da würd i ein neuer Mensch.“

„Wie thät denn der anschauen?“ fragt sie und biegt sich zurück und blinzelt mit den Augen.

„I brauch nit, als ein Geld!“ sagt Jakob und sieht ernst und entschlossen drein, „und wenn i das hab, so gehn wir nach Amerika, du und ich! Und da ist's besser, als hier! Und wenn wir erst einmal herüber sind über das große Wasser, da laß du nur hier die Vögel pfeifen, wie sie wollen. Dort sind völlig andre Moden und Geseß, da lachen wir alle aus, gelt, das thun wir.“

Sie macht sich los und sieht ihn ernst an.

„Ist Sünd, was du da schwätzt — und keins von uns könnt selig werden. Mein Mutter sagt, selig zu werden am End, danach muß eins schauen, und Zeit zum Bekehren muß bleiben!“

Der Haigerle schnippt mit den Fingern durch die Luft.

„Daß sie jetzt schon bei der Bekehrung angelangt wär, dein Mutter, das kann eins nit sagen! Haft auch schon auf einer Hochzeit gedacht, daß es genug ist mit dem Tanzen und Jubilieren und daß du heim möcht'st?“

„Freilich!“

„Schau, so mein i, müßt's sein in lauter Seligkeit, wieder raus möcht eins!“

Christliebe lacht und zeigt die weißen Zähne. „Du bist aber ein Wüster, einer, der einen konfus machen kann!“

„Dafür sollst mir ein' Kuß geben!“

„Erst nit!“

„Aber, wenn i den Bager bring?“

Sie hält die Backe hin und läuft dann davon: „Denk an den Löwenwirt!“

Jakob blickt ihr nach und schlägt sich mit den Händen an die Stirn.

„Närrisch macht's mi — schier närrisch!“ Und dann geht er langsam nach der andern Richtung.

Auch Fränz wankt heim, ihre Lippen sind blaß, und sie murmelt vor sich hin: „Mir ist so müd, als käm i von einem weiten, weiten Weg.“

\* \* \*

Es ist ein Novemberabend, der Regen schlägt gegen die kleinen Fenster Scheiben. Fränz sitzt am Tisch, wo die niedrige Lampe steht, und strickt. Zuweilen heult der Wind, daß sie erschreckt aufschaut, dann und wann klist es an der Wand, wo des Jakobs Gewehre hängen. Daß sein bestes, ein zerlegbares fehlt, sagt Fränz, daß er einen Widererang vor hat. Sie hat ihn nicht mehr gemahnt seit jenem Morgen. Ihr gegenüber sitzt Peter, ein frischer, krauslockiger Bub, über ein Buch geneigt, in dem Tierabbildungen sind.

Meschenmojer hat es ihm geliehen. Die Leute deuten oft auf den Bub und sagen: „Ist der sauber! Und schaut so fecklich drein! Und ist dein Stiefkind. Und dein eigen Fleisch und Blut, dein Annelie, ist so ein elendig Ding!“

In das Windgeheul summt sie plötzlich hinein:

„Die eine die heißet Susanne,  
Die andre Anne-Marei,  
Die dritte darf ich nicht nennen,  
Die soll mein eigen sein.“

Und da hält sie erschreckt inne. Wie ist sie nur grad auf dies Lied verfallen, das sie vor Jahren einmal vom Krispin gehört hat?

Da pocht's; sie heben zugleich die Köpfe in die Höh — das ist ein so seltenes Ereignis.

Dann steht der Meschenmojer auf der Schwelle.

Sie blickt ihn beinahe hilflos an. Er ist so stattlich, hält einen Regenschirm vor sich hin und sagt: „Den Haigerle such i. Und Grüß Gott auch! Das ist ein Wetter!“

„Der Jakob ist nit daheim — Bub, bring auch einen Stuhl!“ Fränz stäubt erst respektvoll mit der Schürze darüber, eh sie leidet, daß der Gast darauf niederfällt, dann sagt sie: „Das ist eine seltene Ehr!“

Krispin Meschenmojer lacht — es klingt wahrhaftig noch wie damals.

„Selten ist's wohl, i bin noch nie da herinnen gewesen, aber eine Ehr ist's auch nit. Bin einer gewissen Fränz immer gut gewesen.“

Sie weiß nichts darauf, sie gewahrt, wie seine Augen umgehen und ihren ärmlichen Hausrat betrachten, und das verursacht ihr ein unbehagliches Gefühl.

„Ja, ein schlechtes Wetter ist's,“ sagt sie dann, „und ist gewiß nit so gut hier, wie bei — nun, bei dem Meschenmojer. Aber im Trocknen sitzt eins hier auch schon.“

Er lacht wieder. „I hab ehdem arg gern bei der Fränz geseßen.“

Ehem — ja, da war's anders — es ist, als wollen ihr die Thränen kommen.

Der Krispin gewahrt, wie das blonde Weib mit sich selber kämpft — er hält sich überdies für einen Ausgelernten Frauenzimmer gegenüber. Er weiß, daß der Jakob nicht zum besten mit ihr umgeht und hat einen alten Erfahrungssatz: „Wo ein Weibsbild barock behandelt wird, da braucht nur ein anderer freundlich zu kommen — leichtes Spiel ist's.“

Peterle hebt das Buch empor und zeigt auf einen stattlichen Hirsch.

„Wenn i einmal ein Jäger werd, solch einen thu i verschießen, juchhe!“

„Schau, schau, wie das im Blut steckt!“ meint der Meschenmojer.

Das Licht spielt um Fränz' blonden Kopf, bald sehen die Haare dunkler, bald hell aus, und rote Backen hat sie, und rund ist sie. Es ist dem Krispin eng und heiß auf der Brust, er ist dem Frauenzimmer da gut gewesen und sie ihm.

„Ist gepfäpfig,“ meint Fränz, „i hab vorhin ein Lied gesungen von der Susanne und der Anne-Marei und ist mir eingefallen, daß wir's miteinander auch gesungen haben. Ist lang her.“

Der Mann beugt sich vor. „Haft's behalten? Aber eins nit — eins doch nit.“

„Was denn auch?“ fragt sie harmlos.

„Dein' Verspruch!“ Er steht auf und kommt noch heran.

„Fränz, 's könnt anders um di stehn — und weiß Gott, es stünd auch besser um mi — so bist mit dem andern zur Kirch gangen.“

Fränz hebt erschreckt die Hand.

„D, Krispin, i kann nit darauf sagen!“

„Dho, oh!“ lacht er.

Auf der Straße klingen Schritte, der Bub horcht und schüttelt den Kopf; „Der Vater ist's wieder nit!“

„Ja, so,“ spricht Krispin, „eine Flint wollt i borgen von dem Haigerle.“

„Da sind sie alle — alle!“ sagt Fränz, um den Mann nicht zu verraten. „Such eine aus!“

„I komm schon wieder.“

„Wie du willst.“

Er geht auf und ab und sieht die Bilder an, und sie strickt eifrig.

„Fränz,“ klingt es dann an ihr Ohr, „das ist doch wunderbar, daß wir beid es nit vergessen können, wie gut wir miteinander gewesen sind.“

„D,“ sagt sie, seufzt und meint: „Ist nit Unrechts gewesen!“

„Aber, i vergeß es nit — nie nit! Schau, seit i di am Weiher wieder gesehn hab, bist mir immer gegenwärtig. Weißt kein Mittel dafür, du Weible, du hexenhaftes du?“ Das letzte flüstert er mit ersticktem Ton.

Sie schridt zusammen. Ihr Jakob hat die Christliebe auch der Hexenkünste geziehen, was soll denn das sein! Dann sagt sie ruhig: „Doch, Krispin, i weiß ein Mittel — hol dir eine Hausfrau in dein schönes Haus und hab sie gern und sei brav!“

„Grad nit! I kann di nit haben, i will kein andre!“ ruft er.

Sie lacht mißtönig.

„End dein Spaß einmal!“

Die Stuhllehne kracht unter seinen festen Händen. „Und dein Jakob, der lacht über dich. Weißt's?“

„I weiß's.“

Krispin thut einen langen Atemzug.

„Du bist mal 'ne Brave. Andre thäten so was sich zu Herzen nehmen. Wenn du jemand brauchst, der zu dir hält — da bin i da!“

„Will's nit vergessen,“ spricht sie leise.

„Wie wir beid das andre nit vergessen haben, das mit dem Gutsein, gelt?“

Es geht ein Zittern durch ihre Glieder, Krispin winkt den Peter: „Komm mit du, i bin so gar allein, hilf mir die Zeit vertreiben!“

Der springt vergnügt von seinem Sitz auf. Und dann ist sie allein, der Regen schlägt aus Fenster, der Wind heult wieder, die Lampe will verlöschen.

„Mein Annelie!“ sagt sie mit zuckenden Lippen und wankt nach der Thür.

\* \* \*

Die rote Gret sitzt über ihrer Flechtarbeit, es ist hell um sie her, mit dem Licht treibt sie Verschwendung, seit jener dunklen Nacht, in deren Morgengrauen sie zur Mörderin geworden ist, kann sie nicht mehr im Finstern sein.

Pocht's da? Sie lauscht, bis es sich zweimal wiederholt hat; wer bei ihr einkehren will, den muß etwas Besonderes herführen.

Wie sie, das Licht emporhaltend, vor die Thür tritt, steht ein hochgewachsener Mann da.

„Da bin i also, Gret!“

Sie hebt den Kopf etwas höher und fragt: „Ihr kennt mich, scheint's; ich euch aber nit!“

Er lacht. „Dazu will schon verhehlen, wenn's erlaubt ist, einzutreten.“

„Hab nit dawider.“

Der Fremde folgt ihr, wirft seine Mütze auf den nächsten Stuhl und sagt: „Just das Wetter hat mir gepaßt, zu dir zu kommen.“

„Dann sagt eu'r Geschäft!“

Der Mann sieht ihrer Arbeit, die sie wieder aufgenommen hat, zu und meint: „Das verstehst aber gut.“

„Hab fünf Jahr dran studiert!“ ist die Antwort.

„I weiß, i kenn dein Geschäft, und darum bin i hier.“

„So!“ antwortet Gret gleichgiltig.

„I bin der Hirschauer Zacharias — Zacherl sagen sie — ja, der bin i, der ‚wilde Zacherl!‘“

Das Mädchen verzieht den Mund. „Da weiß i auch noch nit!“

„Dho, haft nit von mir gehört?“

„Nimmer!“

„Besinn dich auch,“ drängt der Schwarze, „i bin Land auf und ab bekannt, das darf i schon sagen.“

„Ist mir leid, Hirschauer Zacharias,“ antwortet sie, indem sie den großen Korb auf ihrem Schoß hin und her dreht, „arg leid.“

„Und bin doch der ärgst Käufer, hab einen Ruf gehabt im Oberland und Unterland.“ Er schlägt in die Hände, daß es schallt. „Und daß i di kennen thu, das ist schon lang!“ Dabei sieht er das Mädchen mit durchdringenden Blicken an.

Sie schüttelt den Kopf.

„Zuerst, da hattest noch dein Zöpf.“ Unwillkürlich faßt Gret nach ihrem Haar.

„Schau,“ sagt Zacharias, „i hab di gesehn, wie sie dich runter geführt hab'n. Im selbigen Zug hab i geseßen, auch so'n blanten Begleiter neben mir. Du haft fünf Jahr kriegt und i sechs — bloß, weil i dem elendigen Schneider, dem Foderle, das Messer ein bissel zu tief zwischen die Rippen gestoßen hab, legt sich der Kerl hin und stirbt, mir zum Schaden. Na, ist eins! I hab di noch 'n paarmal vom weiten gesehn, dann sind wir an andre Ort gekommen, aber vergessen hab i di nit, und drum bin i hier.“

„Was soll's?“

„Dirn, schau mich einmal an!“

Sie thut's.

„Gelt, mich kriegt nit leicht einer unter,“ ruft der Bursch. „Und ein gut's Herz hab i auch. Das, mit dem Stich kann jedwederem passieren — Schneid hab i einmal! Die Mädle hab'n auch nach mir ausgeschaut.“ Er beugt sich herüber und legt die Hand auf den Korb, an welchem sie sitzt.

„Schau, i bin der einzigst vom Hagenschmied in Hirschau, Vater und Mutter sind tot, i hab ein gut's Geld und brauch keinen zu fragen. I kann auswandern, und i will's, 's giebt noch genug Plätz in der Welt, wo man einen nit kennen thut.“

Das Mädchen hört ihm still zu.

„Guck, i hab arg gethan, daß mir das hat passieren müssen — eine regelrechte Mauererei, da wär's anders geworden. Aber der Kerl ist hinterlistig gewesen, und das Mädle, um das es herkommen ist, das war eine Falsche. Was lachst auch so?“ unterbricht er sich.

„I denk nur, daß aller Streit und alles Unglück um die Mädle herkommen thut!“

„Da haft ein' richtigen Spruch gethan. Schau, die — wenn i jetzt nit wüßt, daß das Mädle dem Toten und mir zum Trutz den Walderheinz gefreit hätt, i ging hin und thät ihr was an!“ ruft Zacharias zornig, „aber damit hat's schon sein Straf.“

„Man kann auch nit alles wieder ausgeben, was einem gethan ist,“ sagt Gret.

„Dho, man kann's schon!“ meint der Schwarze, „aber mir liegt ein' andre Dirn im Sinn — das bist du! Mädle, du haft's mir angethan, i hab immer an di denken müssen, wie du so trügig dahergangen bist, gar nit verschämt, weil di alle angucken thaten — beugt haft di nit. Und um dein Geschäft weiß i auch!“

„Ach —“ sie schweigt nach dem einzigen, erstickten Laut.

„Der selbige Advokat hat für uns geredt,“ erzählt Zacherl, „frei hat er uns freilich nit bracht, aber er ist ein Mensch gewesen, ein fühliger. Schau, und von dir hat's geheßen, du müßtst den Tod leiden, und das hat mi arg gedauert, und i hab immer von dir geträumt und dein' Kopf gesehn, wie der sich bücken that.“ Er wischt über die Augen, als käme das Bild wieder. „Vom Advokaten, da hab i dann gehört, wie's weiter kommen ist.“

Gret blickt ihn nicht an, als sie sagt: „Mit dem Tod, da wär alles aus gewesen, aus und am End.“

Zacharias reckt die Arme in die Höh. „Mein Gütle verkauf i, alles soll zu Geld, i will mit nit hier zu Land auf die Strafzeit anschauen lassen — sag, Dirn, hab i recht?“

Gret nickt. „Mi dächt's! Und so einem Mann, wie dir, steht die Welt überall offen.“

„Du bist klug, Mädle, so klug, wie i denk hab. Dein Trutz, der hat's mir angethan. Und arbeiten kannst auch.“

„I hab von Rindsbeinen an schaffen müssen.“

„Darum bist so groß worden, schauft gesund aus — und zeigen könntet wir uns miteinander!“

„Wer?“ fragt das Mädchen.

„Ei, du und i, die rote Gret und der wilde Zacherl!“ ruft er lachend.

„I bin die Unglimpfgret — da haft's, und nun laß mi in Ruh!“

Mit einem Ruck ist er von seinem Stuhl emporgesprungen und steht dicht vor ihr.

„Mädle,“ schreit er, „was redst du da? I bin trotz dem Messerlich ein ehrlicher Kerl, mein Straf hab i verbüßt! Und wenn i einer Dirn sag, i nehm di, so kann's beruhigt auch ja sprechen. So ist's!“



Ihre Augen scheinen größer geworden, ein Zucken geht um ihren Mund.

„Du hast verbüßt, keiner kann hergehn und dich schimpfen, Zacharias, aber i, i bleib mein Lebtag ein beschimpftes Geschöpf. I kann nimmer abbüßen. Mit so ein' Mädcl, das ist anders!“

Die wichtige Faust des Burischen fällt auf den Tisch, daß es kracht. „D, du — du!“ ruft er, „red nit so dumm! Bin i ein Unmensh? Den Advokaten hat's erbarmt. Wie elendiglich ist solch ein Weibsbild und wie hilflos! Und was eins im Fieber thut, gar nit bei Sinnen, gud, mit dem einzigen Gedanken, daß es seine Schand aus der Welt schaffen möcht — o, du armer Tropf, du!“

Gret ist von ihrem Sitz herabgeglitten und streckt abwehrend die Hände aus.

„Red nit weiter, Zacharias, red nig mehr! Aber was du gesagt hast und hast thun wollen, das vergeß i dir mein Lebtag nit — und will's dir in der Todesstund gedenken, und wenn unfer Herrgott einmal noch ein Gebet aus meinem Mund anhören will, so soll's für dich sein! Aber mit dir gehn und dein Weib werden, nein, dafür bin i zu verunehrt!“

„Mädcl, Mädcl!“ ruft der Mann.

Sie spricht wieder in dem bestimmten Tone.

„Hör mi an! Du hast einen verstocken. Sell kann passieren. Die Vornehmen schießen einander und nennen's ein' Ehrensch. Hast aber schon einmal gehört, daß eine Vornehme eine Kindsmörderin geworden ist? Was i than hab, schau, das löst sich nit aus.“

Der Mann zieht die buschigen Brauen zusammen. „I find mi nit raus aus dem, was du redest — aber schau, so eine Vornehme, die hat schon ihre Weg, die braucht juft so eine kleine Kehl nit zu verdrücken — so mein i, und drum komm und sei brav und gut! Wollen nimmer über ‚das‘ mehr reden! Gud mi an! Magst mi?“

Er bückt sich zu ihr hinab und berührt leise ihren Scheitel, da springt sie empor.

„Nimmer, Zacherl, nimmer kann das sein! Aber gut gethan hast mir! Und könnt i mein Ruh je wieder finden, so wär's, weil du so mit mir geredet hast. Ist aber für alle Zeit vorbei.“

Er stampft mit dem Fuß auf und sieht drohend aus. „Wenn du nit willst — nachher ist's dein Sach. Thust's etwa um den andern nit?“

Da sieht er aber, wie in das bleiche Gesicht plötzlich die glühende Röte schlägt und ein flammender Strahl aus ihren Augen schießt.

„Um den andern?“ ruft sie. „D, Zacherl, wie kennst mich schlecht! Der ist mein Todfeind!“

Er faßt ihren Arm, ihr Zorn ist wahr.

„Mädcl, i hab di gewollt, du mi nit. Nun thu mir eins, sag's mir, wer's ist. I will's ihm heimgen, daß er dich elend gemacht hat.“

Gret schüttelt den Kopf.

„Nein, Zacherl,“ ihre Zähne schlagen aufeinander, ein Frost schüttelt sie. „Der gehört mir! Mit dem muß i's selber ausmachen. Glaub, i thur's, und i thur's recht. Wenn i den Gedanken nit mit mir rum trüg, von früh bis spät, da lebt i schon nimmer.“

„So!“ Dann thut der Mann einige Schritte rückwärts.

„Nun will i gehn, denn mein Geschäft ist am End.“

Es ist etwas Trauriges in dem Ton, das die Gret rührt. Sie tritt rasch neben ihn und hält ihm die Hand hin.

„I vergeß es dir wahrhaftig nit!“

„D,“ wehrt er, „s war ein Einfall, sonst nig.“

„Es soll dir gut gehn, wohin du auch ziehst,“ flüstert sie, „ein braves, verdientes Weib sollst finden!“ Und dann schaudert sie und schleppt sich mühsam nach dem Tisch hin, um sich daran zu halten.

Noch einige Sekunden schaut der schwarze Mann von der Thür zurück auf das Weib, das von ihm abgewendet steht, dann geht er leise hinaus.

Gret hört das Geräusch der einschlagenden Klinke, ihre Hände gleiten von dem Tischrande ab, und sie sinkt zusammen, ohne Wehlaut.

(Fortsetzung folgt.)

### Streiflichter auf das soziale Leben der Gegenwart.

Von Eugen Wittmeyer.

Nachdruck verboten.

#### III.

Unsere Zeit ist eine Periode des Ueberganges, des Drängens und Treibens nach großen Umgestaltungen auf allen Gebieten des Lebens, und eine solche kann auch nicht ohne Einfluß auf die bildende Kunst bleiben.

Zwar behält das Schöne unter allen Wandlungen eine siegreiche Kraft, es giebt keine besondere Schönheit des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, aber die Formen, in welchen sich das Streben nach dem Schönen kundgiebt, sind der Veränderung unterworfen, und dieses Streben gerät auch zuweilen auf Abwege. Derartige Verirrungen beobachten wir auch in der bildenden Kunst der Gegenwart. Es geht ein düsterer, schwermütiger Zug durch einen großen Teil der Kunstschöpfungen unserer Zeit, die Künstler folgen hin und wieder Erscheinungen, von welchen sich ihr Auge eher abwenden als sich dadurch angezogen fühlen sollte. Der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt, die Tiefen des Lebens erscheinen ihnen anziehend, es macht sich die Neigung bemerkbar, am Altar entlarbten Verführern, verlorenen Söhnen, gefallen Wesen, Spielern, Verbrechern aller Art auf ihrem Wege zu folgen, den bösen Leidenschaften bis in die Spelunken und Gerichtssäle nachzuspüren, überhaupt die Nachtseiten des Lebens aufzudecken und in die Bilde festzuhalten. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß der Maler das Leben in seinen erregten Phasen zeigen will, daß ihm die Kraftäußerung in jeder Gestalt den Pinsel in die Hand zwingt, aber die Grenze darf nicht verwischt werden, welche das Interesse vom Abscheu scheidet. Es darf niemals in der Empfindung des Beschauers bei Betrachtung eines Bildes der Unwille über das Dargestellte die Oberhand gewinnen über die versöhnende und harmonische Schlußwirkung, es darf keine schrille Dissonanz an die Stelle des Wohlgefallens an dem Werke des Meisters treten. Um

das, was wir meinen, an einem Beispiel klar zu machen, greifen wir das allgemein bewunderte Kunstwerk von Meissonier, Napoleon im Jahr 1814, aus der Fülle des vorliegenden Materials heraus. Der Künstler hat einen tragischen Vorgang aus der Geschichte der Vergangenheit gewählt, um ihn der Nachwelt im Bilde zu überliefern, wir sehen Napoleon an der Spitze seiner Generale auf dem Rückzuge begriffen, hoffnungslos aber ungebroschen, noch ganz der energische, durch kein Mißgeschick zu beugende Charakter, der ihn zum Weltbeherrscher machte.

Wir sind bewegt, hingerissen beim Anschauen dieses Bildes, es bemächtigt sich unser das Bewußtsein von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe, aber wir sind frei von der Empfindung des Jornes, des Unwillens oder Gekes, den wir angesichts mancher anderer bewunderter Bilder nicht los werden.

Der Austrägerin Ende und Böcklins Pietà lassen sich als Gegenstücke anführen. In dem einen sehen wir auf elendem Lager den Leichnam einer alten, wahrscheinlich an Entbehrungen gestorbenen Frau, deren Tod den Lebenden durch das Geheul eines Hundes verkündet wird, in dem andern erblicken wir Jesus Christus auf der Marmorplatte liegend, über ihm ein Stück Tuch, unter welchem sich die wehklagende Maria verbirgt. Beiden Bildern ist das Merkmal des Häßlichen, Abschreckenden gemeinsam, es führt keine versöhnende Empfindung von diesem Eindruck hinweg.

Was uns solchen Ausartungen der Kunst gegenüber tröstet und aufrecht erhält, ist die Macht, welche fort und fort die edle Weiblichkeit auf unsere Künstler ausübt. Die Darstellung der weiblichen Schönheit und Anmut mag eine Gestalt annehmen, welche sie wolle, ob sie uns als Porträt, als Heilige, als nationaler Typus, als Allegorie oder als Mittelpunkt eines Genrebildes entgegentritt, sie wirkt stets anziehend und verschafft uns ein Vergnügen, das noch in der Erinnerung fortbesteht. Eine nicht ganz unberechtigte Regung hat viele Maler von Aufbewogen, die Vorwürfe für die Darstellung der weiblichen Schönheit in den niederen Ständen zu suchen, welche den Zusammenhang mit der Natur nicht verleugnen, oder bei solchen Völkern, deren Civilisation noch auf einer niederen Stufe steht. Es macht sich auch der Widerstand der bildenden Künstler gegen unsere heutigen Moden geltend, sie wählen mit Vorliebe frühere Jahrhunderte, besonders das fünfzehnte und sechzehnte für die Kostüme, welche sie den darzustellenden Personen begeben. Dadurch ist die Kategorie der Kostümbilder entstanden, in welchen das Kostüm die Hauptfache, die Personen und der Gegenstand des Bildes die Nebensache ist.

Wie sich die Extreme stets berühren, so bietet sich als die Reversoite der Neigung, die spanische Kleidung, das Rokoko-Kostüm und das der Poptzeit Genrebildern zu Grunde zu legen, der Drang nach Darstellung von Vorgängen des alltäglichen Lebens dar. Die Kunst tritt hier an die Stelle der Photographie, während diese sich häufig bemüht zeigt, ihren Kopien der Wirklichkeit ein künstlerisches Gepräge zu geben. Der Photograph bedient sich aller möglichen Hilfsmittel, um die Bildnisse der feinen Apparat benutzenden Personen aus der Sphäre der Alltäglichkeit auf ein höheres Niveau zu erheben, er weist ihnen die Stellung an, die sie bei der Prozedur annehmen sollen, verteilt Licht und Schatten in der vorteilhaftesten Weise und sucht die Umgebung zweckdienlich einzurichten, ja er komponiert wohl gar Genrebilder. Selbst die lächerliche Wirkung solcher Kompositionen hat die Nachfolge auf diesem Gebiete bisher nicht zu hindern vermocht.

Niemand ist in der charakteristischen Wiedergabe eines bestimmten Volkstypus glücklicher gewesen, als Desprezger, welcher mit seinen Tiroler Bildern entschieden Schule gemacht hat. Die Lebendigkeit und Ursprünglichkeit dieser Darstellungen ist so packend, daß sie zahlreiche Nachahmer gefunden haben, wenn auch mit geringem Erfolg. Besonders Polen und Ungarn haben diesen Weg in dankenswerter Weise betreten und dadurch interessante Einblicke in ihr nationales Leben eröffnet. Es ist damit ähnlich ergangen, wie mit der Dialektdichtung, welche das Seelenleben des oberbayerischen Gebirgsvolkes und der plattdeutsch redenden Volksstämme dem allgemeinen Verständnis erschlossen hat. Die Ergründung der Natur in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Lebensäußerungen ist eine der schönsten Aufgaben, welche sich der bildende Künstler stellen kann, und gerade diese Seite der Kunst hat in der Gegenwart viele glückliche und berufenen Vertreter aufzuweisen.

Der Trieb nach Ausbreitung und Verallgemeinerung der bildenden Kunst hat zahlreiche Zeitschriften ins Leben gerufen, welche Proben der Leistungsfähigkeit unserer Maler und Bildhauer bringen. Die illustrierten Blätter sind ein Merkmal unserer Zeit, und sie üben auf die Geschmacksbildung einen sehr bedeutenden Einfluß. Wenn die Gelegenheit nicht geboten war, irgend ein wertvolles Werk der bildenden Kunst im Original kennen zu lernen, der erhält dadurch wenigstens die Möglichkeit, sich eine Vorstellung davon zu machen, die oft der Wahrheit sehr nahe kommt, weil der Holzschnitt heute zu einer früher nicht geahnten Vollkommenheit gediehen ist. Auch die Photographie leistet hier treffliche Dienste, es wird dadurch dem Liebhaber die Erwerbung von Kopien ermöglicht, die ohne die Hilfsmittel der Gegenwart für ihn unerreichbar sein würden.

Von dem realistischen Zuge unserer Zeit ist die bildende Kunst am wenigsten ergriffen, wenn sie auch sich nicht ganz davon frei zu halten vermochte. Der Nachwuchs von großen Künstlern ist zwar gering, es sind nur wenige Namen, an welche sich die höchste Meisterschaft knüpft, und ihre Träger gehören meist der älteren Generation an, aber es fehlt auch nicht an frischem, sprudelndem Leben, welches für die Zukunft hoffnungsvolle Ausblicke eröffnet. Die Schnellmaler sind nur ganz vereinzelt aufgetreten, und der Ueberfluß an Kräften, welche durch irgendwelche widerigen Verhältnisse genötigt, auf die volle Entwicklung ihres Talentes Verzicht leisten mußten, finden ein immerhin reiches Feld für ihre Thätigkeit als Zeichner illustrierter Blätter. Wie oft zeigt sich in der im Fluge erhaschten Skizze von Vorgängen des täglichen Lebens, von Festlichkeiten, Versammlungen, Unglücksfällen, Manövern eine Fülle charakteristischer Züge, deren Wiedergabe jedem Künstler zur Ehre gereichen würde! Unter solchen Umständen erscheint auch die Hoffnung berechtigt, daß die krankhaften Bestrebungen, deren sich ein Teil der bildenden Künstler von heute hingiebt, bald überwunden sein werden.

Ganz außerordentlich war der Aufschwung auf dem Gebiete der Skulptur und der Architektur, welcher unter dem Einflusse

der weltbewegenden Ereignisse der beiden letzten Jahrzehnte beobachtet wurde. Die großartigste Kunstschöpfung, welche die Errungenschaft der deutschen Einheit nach Befiegung Frankreichs den kommenden Geschlechtern verkündet, ist das Denkmal auf dem Niederwald, das unvergleichliche Werk Schillings. Es ist ein Stück Geschichte in Marmor, wie es kaum jemals geschaffen wurde, eine förmliche Wallfahrt der Deutschen aller Stämme hat sich entwickelt, um das großartige Bildwerk in Augenschein zu nehmen, und es hat sich daraus ergeben, daß auch in unserer so überaus materiell gearteten Zeit sich noch die Begeisterung für das Bedeutende in der idealen Sphäre erhalten hat. Es giebt Seitenstücke zu diesem Denkmal, wie das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin, der Kaiserin Maria Theresia in Wien, auch Friedrich Wilhelms III. in Köln, endlich das Siegesdenkmal in Leipzig, aber keines der genannten läßt sich auch nur annähernd damit in Vergleich stellen. Uebrigens blüht in dieser Beziehung noch so manches, dessen Frucht erst der Zukunft vorbehalten bleibt, wie das Denkmal auf dem Kyffhäuser und dasjenige, welches die Rheinprovinz dem Kaiser Wilhelm I. setzen wird.

Die Bewegung, welche die Vollendung des Kölner Doms angeregt hat, gehört ihrem Ursprunge nach einer früheren Zeit an, aber der Geist, welcher sie ins Leben rief, hat seine Kraft bis in die Gegenwart bewahrt. Das Ulmer Münster giebt Kunde davon, welchen Wert das deutsche Volk noch heute auf künstlerisch hervorragende Bauwerke zum Zweck der Gottesverehrung legt. Ueberall regt sich die Thätigkeit, um unvollendete Kirchen im Glanze des fertigen Werkes strahlen zu lassen oder dem Verfall zuneigende zu neuem Dasein zu erwecken. Unsere Zeit entbehrt des idealen Strebens nicht, aber es gelangt nur noch vereinzelt und losgelöst von den sozialen Lebensäußerungen zur Geltung, es bedarf des Feierleides der öffentlichen Schaustellung, um sich frei und für die Gesamtheit heilbringend zu entfalten.

#### IV.

Beim Beginn des vierten Aktes von „Sodoms Ende“ von Sudermann wird hinter der Scene Klavier gespielt, und man hört zuerst den Pilgerchor aus dem „Tannhäuser“, dann „Fischerin du kleine“, das Liebesmotiv aus der „Walküre“ und endlich einen Walzer. Das ist bezeichnend für die musikalischen Bestrebungen und den Geschmack unserer Zeit auf diesem Gebiete. Die Vorliebe für Wagnerische Musik hat mit der Musik als solcher nur einen losen Zusammenhang, sie ist mehr die Form, in welcher uns die Vorgänge auf der Bühne vermittelt werden, deshalb ist auch nur ein kleiner Teil der Wagnerischen Musik für den Konzertsaal geeignet, und zwar gerade der, auf welchen der Dichterkomponist den geringeren Wert legt. Gemeingut musikalischer Laien sind nur Tannhäuser, Lohengrin, der Fliegende Holländer und Teile aus den Meisterliedern geworden, das übrige erschließt sich nur dem Verständnis der Wagnerenthusiasten, die zu den Bühnenfestspielen nach Bayreuth wallfahrten oder auch in den weniger bevorzugten anderen Theatern, wie in Berlin, München, Leipzig, den Offenbarungen der Wagnerischen Muse von sechs bis elf Uhr abends lautlos lauschen und sich dadurch in eine Aufregung besonderer Art versetzen. Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist, daß in denselben der Polhymnia geweihten Stätten ein Nachwerk wie Replers „Trompeter von Säckingen“ es im Laufe von kaum anderthalb Jahren auf hundert Aufführungen gebracht hat.

Das Opernrepertoire ist in den letzten Jahren nur um wenige Werke bereichert worden. Neben „Carmen“ von Bizet sind es nur der „Mikado“ von Sullivan, der „Bettlerstudent“ von Willöcker und die Replerschen Opern „Rattenfänger von Hameln“ und „Trompeter von Säckingen“, die sich längere Zeit zu behaupten vermochten. Als neues Gestirn am Opernhimmel wird Mascagnis Cavaleria rusticana verkündet, und nach dem Urteil, welches Verdi über dieses Werk fällt, hat man Veranlassung, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Auch Verdi selbst hat uns mit einem „Dhella“ beschenkt. Die meisten anderen neuen Opern haben nur vereinzelt Aufführungen erlebt und sind dann wieder vom Spielplan verschwunden, irgend ein epochemachendes Werk dieser Art hat die Gegenwart nicht zu verzeichnen.

Mit der Instrumentalmusik ist es noch trauriger bestellt, Brahms ist der einzige Komponist, der sich über das Niveau der Alltäglichkeit erhebt, im übrigen sind nur Anfänge und Keime vorhanden, aus denen sich vielleicht später einmal etwas entwickeln wird, vorläufig sind reife Früchte noch nicht vorhanden. Dagegen hat die reproduktive Thätigkeit in der Musik einen wahrhaft unheimlichen Umfang angenommen. Die außerordentlich große Zahl der musikalischen Unterrichtsanstalten hat einer erschreckenden Masse von „Talenten“ den Weg zur Deffentlichkeit erschlossen, welche zu ihrem eigenen Besten und im Interesse ihrer hoffnungsvollen Zuhörer niemals aus ihrer Verborgenheit hätten heraustreten sollen. Ein Berliner Kritiker hat den Pianisten, welche ihre Leistungen im vergangenen Winter vor einem größeren Hörerfreize zur Geltung zu bringen suchten, die bittere Wahrheit gesagt, daß der dreizehnjährige Vaseler Virtuoso Hegener sie alle in den Schatten stellt. Von den übrigen waren es nur bekannte Namen, welche ihren Ruhm aufrecht erhielten, wie Eugen d'Albert, die Careño und Klothilde Kleeberg; der einzige, welcher durch seine fabelhafte Technik Aufsehen erregte, war Rosenthal, dafür nimmt er aber auch das Recht für sich in Anspruch, das Tempo und die Nuancierung der von ihm reproduzierten Kompositionen zu bestimmen. Das Klavier hat seinen universalen Charakter bewahrt, die Violinvirtuosen wagen sich auch heute nur in beschränkter Zahl an die Deffentlichkeit, weil sie ohne wirkliche Beherrschung ihres Instruments doch einen gar zu kläglichen Eindruck machen würden. Höchstens gelingt es weiblicher Anmut, über die ihr fehlende Meisterschaft hinwegzutäuschen, wie es bei der Teresina Tua der Fall war.

Es gewinnt fast den Anschein, als ob die gottbegnadeten Sänger und Sängerinnen immer seltener würden. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Aufmerksamkeit noch heute, nach mehr als dreißigjähriger Künstlerthätigkeit, Sängerinnen wie der Uelene Patti und Pauline Uacca zugewandt wird, wie sie kaum irgend einer jüngeren Berühmtheit zuteil wird, etwa der Walfen oder der Moran-Oben oder Marcella Sembrich, dann ist man in der That zu der Annahme genötigt, daß es an geeignetem Nachwuchs fehlt. Mit den Sängern ist es fast noch schlimmer bestellt. Göze, Mierzwinsky, Andrade sind die hervorragendsten



Vertreter der dramatischen Gesangskunst und keinem der Genannten scheint eine lange Laufbahn beschieden. Vogel, Reichmann, Gudehus, Schelper, Gura, Lederer und wie sie alle heißen, werden zwar mit Achtung genannt, aber ihre Zeit ist in der Hauptsache vorüber, und neue Sterne sind am musikalischen Himmel entweder noch nicht aufgegangen, oder ihr Licht strahlt nur im Verborgenen.

Zur ganzen und großen kann man sagen, daß die reproduktiven Kräfte auf musikalischen Gebiete an Zahl zugenommen haben, aber nicht an Bedeutung. Nie zuvor hat es so viel musikalische Leute gegeben, wie heute, der Dilettantismus ist mit Macht in die Salme geschossen und übt eine betäubende und fast abschreckende Wirkung aus. Wie viel Zeit und Uebung ist nötig, um einen Menschen, der über weiter nichts verfügt, als über musikalisches Gehör, in ein gewisses äußerliches Verständnis unserer musikalischen Meisterwerke hineinzuquälen! Und doch, wie viele Bewerber um diesen kümmerlichen Lohn für ihre Anstrengungen sind stets bereit, Zeit und Mühe an diese Sisyphusarbeit zu vergeuden! Mit welcher Freude trillert so mancher, der sich stundenlang mit der Einübung einer Beethovenischen Sonate abemüht, nachdem er sich des lästigen Zwanges entledigt hat, ein frohes: „Wenn der Mut in der Brust seine Spannkraft übt“ in die Welt hinaus!

Aber ein nicht gering zu achtendes Verdienst hat unsere Zeit auch auf musikalischen Gebiete. Sie hat die Perlen unserer Klassiker sorgfältig gesammelt und sie jedem zugänglich gemacht. Welche außerordentliche Wirkung hat zum Beispiel die Petersische Ausgabe der Klassikerkompositionen auf die ganze zivilisierte Welt hervorgebracht!

Jeder Dilettant ist heute imstande, sich für eine geringe Summe eine musikalische Bibliothek anzuschaffen, und wenn er die Anfangsgründe glücklich überwunden hat, sich mit Hilfe eines Klaviers und einer leidlichen Stimme in die ideale Welt der Schöpfungen unserer großen Komponisten zu versetzen. Zu den wertvollsten Vorzügen dieser Ausgabe gehört das Arrangement von Orchesterkompositionen für Klavier und die Herstellung von Klavierauszügen aus Opern und Oratorien ohne Text.

Früher war es undenkbar, daß eine Person allein eine Symphonie von Beethoven, Mozart, Haydn oder Schumann auf dem Klavier wiedergab, dazu war das Zusammenwirken zweier unerlässlich. Und welche Pein gewährte dieser Zwang den verständnisvollen Dilettanten! Nur ganz ausnahmsweise fanden sich gleichgestimmte Seelen zu diesem Zweck zusammen, und wenn diese Bedingung erfüllt war, so ließ mindestens die Fertigkeit des einen gar zu viel zu wünschen übrig.

Das musikalische Gedächtnis der meisten Dilettanten reicht nicht aus, um sich eine gehörte Komposition im Geiste vollständig zu reproduzieren. Für diesen Zweck bietet der Klavierauszug ein vorzügliches Mittel, dessen Wert jeder Musikfreund zu würdigen weiß. Selbst ganz erhabene Schöpfungen, die große Anforderungen an die technische Ausbildung des Spielers stellen, wie die neunte Symphonie von Beethoven, lassen sich auf diesem Wege dem musikalischen Vorstellungsvermögen nahe bringen, und das Gehörte trägt dazu bei, das vielleicht noch mangelnde Verständnis zu entwickeln und zu ergänzen.

Hier findet auch jeder nach Selbsterkenntnis strebende Musikfreund die Grenze, welche seinem Urtheil gezogen ist. In das Labyrinth der musikalischen Gedanken eines Schumann kann sich nicht jeder hineinwagen ohne die Gefahr, enttäuscht zu werden, weil ihm der Schlüssel für die Lösung der technischen Schwierigkeiten mangelt. Deshalb bleibt es aber nicht weniger falsch, das Schwerverständliche für überspannt oder gar für musikalischen Unsinn auszugeben. Man vertiefe sich nur in die Lieder und in die Symphonien Schumanns, dann wird man auch die Edelsteine entdecken, welche in seinen

Klavierkompositionen enthalten sind, mögen sie auch nicht dem ersten flüchtigen Blick sich zeigen. Hier ist nichts gesucht, es ist nur der Ausfluß einer durchaus originell gearteten Natur. Es war gewiß ein Kühnes, noch von keinem Komponisten unternommenes Beginnen, die Schriften eines phantasiereichen Romantikers, wie es C. F. W. Hoffmann war, mit einem musikalischen Kommentar zu begleiten, sie gleichsam in Musik zu setzen, wie die Kreisleriana, die Phantasie- und Nachtstücke. Schumann hat diese von ihm selbst gestellte Aufgabe in der glücklichsten Weise gelöst und andererseits durch seine Novellen, seine Humoresken, durch seinen Wiener Faschingschwank und eine Reihe anderer Kompositionen einem verständnisvollen Schriftsteller Gelegenheit geboten, den dazu passenden Text zu liefern.

o, schöner Undank! Und sitzt er nicht da, der Thunichtgut, als wenn er nichts wüßte von all dem Herzeleid, daß er ihr zugefügt hat? Aber sie wird's ihm schon geben, sie, die Pepi!

„Sakra, sakra,“ schmunzelt der Alte, ihren Gedankengang unterbrechend, „bist aber no sauber zum Anbaiszen, Pepi!“ Und er schmalzt vergnügt mit der Zunge und läßt seine lustigen Neuglein wohlgefällig über seine behäbige Nachbarin gleiten.

„Schlankel du, großmächtiger!“ erwidert sie halb wegwerfend, halb geschmeichelt, ihn mit einem Seitenblick streifend, „meinst, ich glaub' dir no was?“ Dabei hücht doch so etwas wie ein Lächeln über ihr breites, volles Gesicht, wie ein Anflug des „gut Wetter“ prophesierenden Regenbogens, während sie verstoßen und befriedigt ihre runden Formen mustert. „Freilich, der Sándor hat so unrecht nicht,“ denkt sie bei sich, und ihre Gedanken eilen mit Blitzgeschwindigkeit zurück, um Jahrzehnte.

Zu, vor dreißig Jahren, da war die behäbige Matrone noch ein blühsauberes Dirndl mit Wangen so rosig wie Aepfelblüten, frisch aus der Wienerstadt nach Pest gekommen als Köchin. Und wenn sie, den Korb am Arm, über die Straße schritt, leicht in den Hüften sich wiegend, da schauten gar viele Augen hinter ihr her, am allermeisten aber wohl die zwei pechschwarzen vom Sándor, dem Burtschen vom „Kommandanten“. Hót, das war aber auch einer! Wie gut ihm die silberknöpfige, blaue Jacke stand zu den feuerfarbenen Beinkleidern, wie spitzig gewickelt sein dunkler Schnurrbart war! Und als er nun gar eines Abends beim Szardás sie feck um die Taille faßte, ihr ein feuriges „szeretlek“ (ich liebe dich) zumurmelte und einen Kuß auf ihre frischen Lippen drückte — o, einen Kuß, der ein ganzes Liebesalphabet enthielt, da...

„Pepi mainiges,“ flüstert der Alte dazwischen mit zärtlich verliebtem Augenblinzeln und stößt seine alte Liebe sanft aufmunternd mit dem Ellbogen in die Seite.

Aber die Pepi hört nicht. Sie denkt weiter an den trüben Novembertag, da der Sándor zu ihr gestürzt kam, atemlos, aufgeregte, und ihr erzählte, daß er fort sollte mit dem ganzen Regiment, fort nach Peterwardein, und sie hatte gar arg geschluchzt und war ihm um den Hals gefallen, als sollt' sie ihn nimmer lassen. „Pepi mainiges,“ hatte er ihr einmal über das andere gesagt und ihren Kopf gestreichelt, und nur Lug und Trug war es gewesen, als er ihr zuschwor, er werde sie ewig lieben.

„Pepi mainiges“ tönt es abermals lauter, eindringlicher, zärtlicher an das Ohr der Frau.

„Laß mich aus, Falscher du, hast schon ganz vergessen, was du anno 1860 gethan? Geh, deine Lieb' war Lüg'.“

„Aberr Pepi mainiges,“ murmelt der Alte zerknirscht, „hob ich doch nurr genommen andres Madel in Peterwardein wegen Unlajsch! Hob ich geliebt aberr nurr Pepi,

schönes, saubres“ — und er schmalzt behaglich.

„Wirklich?“ fragt die Pepi neugierig und rückt das rote, getupfte Kopftuch zurecht, so vorteilhaft es geht.

„Aberr freilich,“ versichert ihr Sándor und streicht liebevoll den ergrauten Schnurrbart.

Hellschimmernd bricht die Sonne hinter den dunklen Wolken hervor, das Gewitter ist vorüber, langsam fallen die letzten, großen Tropfen am Strohdach herab, und die regenstärkeren Halme und Blüten heben die Köpfe wieder schüchtern dem wärmenden Tagesgestirn entgegen, das seine Strahlen durch das kleine Fenster der Schenke gleiten läßt, die einen zitternden, breiten, goldigen Streifen auf die kahle, getünchte Wand des Raumes malen. Und als nun gar der alte Sándor mit kühnem Entschluß sich zu seiner Nachbarin beugt und sie fragt, ob sie sein Weib sein will, denn er hat keine Frau und sie ihren Mann verloren, da fliegt es auch über der Pepi dides Gesicht wie eitel Sonnenschein.

„Ja, der Sándor,“ murmelt sie verächtlich, „ich hab's ja immer gesagt, er ist der beste!“

Denn „alte Liebe rostet nicht.“

Lillian.



Alte Liebe rostet nicht. Gemälde von J. Révész.

Photographieverlag von F. Löwy, Wien.

In der Puzta.

(Hierzu das Bild: „Alte Liebe rostet nicht.“)

Der Wind heult in kurzen Stößen zwischen dem heftigen Gewitterregen, der in Strömen zur Erde fällt, den spärlichen Graswuchs der Puzta zu Boden peitscht und geräuschvoll auf das tief überhängende Strohdach der kleinen Schenke klatzt, die an der sandigen Wegstraße liegt, an deren ausgefahrenen Geleisen jetzt schmutzig gelbe Regenbächlein rinnen. Melancholie und Trostlosigkeit breiten ihren Hauch über die einsame Landschaft mit der weiten, unübersehbaren Fläche. Aber die beiden einzigen Gäste der armenigen Wirtschaft, die vor dem Unwetter Schutz suchten, die hören weder Sturm noch Regen. Hat sie doch ein launenhafter Zufall just heut nach dreißig Jahren wieder zusammengeführt, nach dreißig Jahren, in denen es die feische „Pepi“ von einst noch immer nicht vergessen hat, daß der Sándor — so ein Nixung! — ihr die Treue gebrochen. Ihr, der besten Köchin in ganz Pest, die ihm das fastigste Gulasch mit einer extra Handvoll Paprika zubereitete, ihn mit den schönsten Kuturutzuchen überraschte —





L. v. Fleischbrunn

Im Kinderasyl. Gemälde von L. von Fleisch-Brunnigen.

Photographierlag von Dr. G. Albert u. Co. in München.



## In der Blütenzeit.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

Sie steht vor ihm, wie eine lichte Erscheinung, wie eine Allegorie des Lenzes, der ihre blütenjunge, reine Schönheit umgibt. Die ganze Natur scheint nur um sie gruppiert! Die blauen Höhen, die sich am Horizont lehnen, die Willen und Häuschen unten im Thal mit ihrem Laubwerk von Grün, aus denen sie weiß und rot hervorsehen, wie junge Gesichter aus riesigen Blumensträußen.

Das schöne Mädchen steht oben auf dem vorspringenden Hügel und überblickt all' die sommerliche Pracht; die blühende Ebene weitet sich zu ihren Füßen. Ein weißes, faltiges Gewand umschließt die weiche Gestalt und verrät die edlen Formen einer jungen Hebe. In den lässig herabhängenden Händen hält sie einen dicken Strauß großblütiger, blauer Glockenblumen. Die Sonne flimmert über ihrem Köpfchen, als wären die lockigen Haare feine Goldfäden — verträumt sieht sie in die Ferne.

Die Felder atmen leis im Lusthauch, das Mailüftchen zieht duftend, wie ein parfümierter, junger Stutzer durch die Welt und summt eine Melodie, welche es vom nahen Konzertgarten mitgenommen.

„Wollen Gnädigste nicht mal die Arme gegenpendend über die Fluren heben?“ fragt eine spöttische Stimme hinter der jungen Dame.

„Warum?“ Die Frage klingt wie die einer Abwesenden, die wohl die Worte, aber nicht deren Sinn verstanden. Langsam wendet sie sich dem Sprecher zu, der hinter ihr auf einer halb zerfallenen Steinbank sitzt — zwei Birken halten ihre wirren, grünen Zweige darüber — und sie aus zusammengeschnittenen Augen herausfordernd anblinzelt. Er hat beide Ellenbogen auf's Knie und den Kopf in die Hände gestützt, trotz aller Nonchalance unerkennbar die Haltung des Weltmannes. Sein Hut liegt neben ihm, die Spitzen seiner schmalen, lackbesetzten Knöpfschuhe klopfen rhythmisch den moosigen Grasboden.

„Warum?“ wiederholt er langgedehnt, ohne seine Stellung zu verändern, „weil Sie genau aussehen wie jene Frühlingsgöttin, die einst durch die Fluren zog und Segen verteilte!“

„Haben Sie die Dame erkannt?“ fragt sie kalten Spottes zurück, ungerührt von der verblühten Schmeichelei seines Vergleiches.

„Nein, ich bin erst zweiunddreißig Jahre!“ lacht er auf, „um Göttinnen erkannt zu haben, oder zu kennen, dazu muß man feinstalt oder — sehr jung sein.“

„Wieso — sehr jung?“ Sie schüttelte verständnislos den Kopf.

Es huscht über sein Gesicht wie triumphierender Spott; seine Stimme klingt hell und scharf. „Um Ihr schönes Gesicht, Gnädigste — eine leichte Verneigung gegen sie — buchstäblich für göttlich zu halten, auf dessen Gottheit zu schwören.“

Sie zuckt geringschäkend die Achseln, als hielte sie's nicht der Mühe für wert, zu antworten, und wendet sich wieder der Landschaft zu.

„Sie gestatten?“ fragt sie förmlich über die Schulter hinweg, wie man um Erlaubnis bittet, in Gegenwart eines andern ein Album anzusehen.

„D bitte — genießen Sie sich nicht! Ich verstehe, Sie sehen lieber, als — Sie mich hören.“

„Wie meinen Sie das?“ wirft sie nachlässig hin, als schleppe sie das Gespräch nur aus Höflichkeit weiter.

„Sehr einfach. Ein zugewandter Rücken bedeutet ungefähr dasselbe, wie ein Hauszeichen in der Musik. Der Rest ist Schweigen!“ Er soll pathetisch klingen, aber unbewußt verrät sich tiefer Groll.

Das junge Mädchen ist unhöflich genug, ihm nicht zu widersprechen. Es bleibt eine Weile still zwischen beiden. Er beißt an seinem blonden Schnurrbart und starrt auf seine Stiefelspitzen. Sein Gesicht ist finster; die beiden Brauen sind durch eine tiefe Falte über der Nasenwurzel fast zu einem Strich zusammengezogen. Ein Zug wilder Energie spricht aus seinem interessanten, mageren Gesicht, dem ein bewegtes Leben seine Linien gezogen. Schnitt und Kopfform sind edel, in beiden liegt Temperament und Raffé.

Der Mann starrt vor sich hin und grübelt. Welch' dämonisches Verlangen treibt ihn, das schöne Mädchen bei jeder Gelegenheit zu verlegen? Was hat sie ihm gethan? Im Grunde nichts.

Und doch reizt sie ihn beständig! Ihre Schönheit, die seiner Bewunderung kalt bleibt, ihre keusche Anmut, die seine Subtilität zurückweist, ihre Herzensreinheit, die vor seinem Spott wie vor giftigem Hauch schweigend zurückweicht! Hat sie nicht recht? Das wunderbare Feingefühl, sensibler, reiner Frauenaturen errät mehr, als sie je erfahren könnten — woraus schöpft er seinen beißenden Spott? Aus der trüben Quelle seines bewegten Vorlebens. Das nennt er Erfahrung! Er fühlt sich diesem unberührten, sittenreinen Mädchen gegenüber als schlechter Mensch. Sie zwingt ihn zur Selbsterkenntnis, wie sie ihn zur Bewunderung zwingt. Und seine wilde Natur verträgt keinen Zwang, er bäumt sich dagegen auf, er knirscht mit den Zähnen und — muß es sich doch gefallen lassen. Er möchte sie herunterreißen von ihrer stolzen Höhe oder — sie besitzen. Ist es vielleicht dasselbe?

„Fräulein Helene, woran denken Sie?“ fragt er plötzlich barsch; ein welfremder, sinnender Ausdruck in ihrem Gesicht frappt ihn. Sie sah so durchgeistigt aus, als hätte sie allen Zauber der Landschaft in sich hineingesehen.

„Das sag' ich Ihnen nicht!“ ruft sie erschreckt — neckend, und leises Erröten fliegt über ihr Gesicht, „es ist — zu kindisch!“

„Ach, bitte, sagen Sie es mir,“ schmeichelt er überredend.

„Nun denn?“ — und sie wirft den kleinen Kopf zurück — „ich vermisze zweierlei in dem schönen Frühlings —“

„Und das ist?“

„Daß die Glockenblumen nicht läuten und die Schmetterlinge nicht singen können!“ Sie sieht ihn trotzig an, als erwarte sie mutig sein spottendes Gelächter.

Er aber bleibt ganz ernst. Seine tiefstehenden Augen sehen sie nachdenklich an. „Was Sie für liebe und originale Gedanken haben!“ sagt er langsam. „Halb Kindes- und halb Dichterseele.“ Ein sonderbares Lächeln huscht um seinen Mund — nie hat er den Unterschied zwischen sich und ihr schmerzhafter empfunden.

Das Mädchen begreift die plötzliche Weicheit nicht. Ihre großen, grauen Augen studieren forschend sein Gesicht, als zögen seine Gedanken lesbar außen darüber hin. Umsonst! Das Antlitz eines geschulten Weltmannes lernt Discretion, wie ein treuer Diener; beide verraten nicht, was im Innern vorgeht.

Der gedankenvolle Mann bemerkt nicht mal, daß ihn die junge Dame ansieht; den Kopf in die Hand gestützt, sieht er vor sich hin und malt mit seinem Spazierstock allerlei Zeichen ins Gras, über welchen die grünen Halme eifertig zusammenschlagen.

Ein Luftzug haucht durch die Birken und bewegt ihre langen, nervösen Zweige, daß sich die jungen Blätter mit feuchtem Rauschen aneinander schmiegen. Wie weich rauscht ein Baum im Frühlings — eine glückselige Dankbarkeit, eine unbegrenzte Schaffenswonne spricht aus der ganzen Natur. Jede Blume strahlt es aus, jeder Halm lebt und treibt, und die ältesten Obstbäume mit runzligen, gefurchten Stämmen werden wieder jung und tragen weiße Kränze.

„Ein allgemeines Glück, wie jetzt in der Frühlingsnatur — es ist der Menschheit nicht möglich,“ philosophiert für sich der schweigende Begleiter der jungen Dame. „Sie verbittern und mißgönnen es sich mit Haß und Neid. Mit Gesetzen, Formen, Vorurteilen umzäunen sie ihr eigenes Glück, daß der Nachbar es ja nicht mitgenießen oder stehlen. O — er und die Natur, sie hassen alle Schranken, alles Einengende!“ Mit trotzigem, herausforderndem Blick, wie einen Nebenbuhler, streift sein unruhiges Auge den mattgoldenen Verlobungsring an der Hand des Mädchens; er könnte darüber lachen, so kühn und siegesicher ist sein Hoffen. Ein verwegener Wagemut berauscht ihn. O — glücklich sein dünkt ihm so leicht, seit er sein Glück erkannt!

In Gestalt des schönen Mädchens steht es vor ihm, mit einem großen Glockenblumenstrauß und einem sinnenden, süßen Gesicht. Er, er will die Liebe darin aufklammern sehen, die echte, heiße Frauenliebe. Wie oft erprobte er aus Eitelkeit die Macht seiner Verführung, und jetzt, wo sein Herz, zum erstenmal sein Herz, um Liebe steht und Liebe bietet, sollte er zagen? Ihren Verlobten fürchtet er nicht, alle Welt weiß, daß sie ihn nicht liebt.

Er richtet sich höher auf im Vollgefühl seiner Kraft, seiner bewährten Macht, als gefährlicher Frauenliebhaber. Sein feuriger Blick überfliegt die Umgebung.

Und die Natur unterstützt seine Gedanken! Sie redet ihm zu, wie ein Bundesgenosse. Der Maiwind trägt die Wohlgerüche über Büsche und Mauern, unbeschränkt, wie das Herz seine Wünsche; die Rosen neigen ihre vollsten Blütenzweige hinüber in den Nachbargarten, die alten Nußbäume nehmen gastfreundlich in ihrem kühlen Schatten jedweden Wanderer auf, der des Weges daherkommt. Uebermütig und wild wie Iose Buben überklettern Brombeeren und Winde das Grenzgemäuer und klammern ihre grünen Rankenspitzen in das graue Steingeröll, um ihren eigenen Weg zu gehen.

Die Natur erkennt keine Schranke an und läßt sich nicht einengen. Was hindert ihn, den freien Menschen, dem Wege seiner Wünsche zu folgen, der zum einzigen Glück führt, das er als wahr und lebenswert erkennt? Ein herauschendes Gefühl überkommt den Mann. Sein interessantes Gesicht ist belebt unter der Fülle wechselnder Gedanken; verzehrend, in leidenschaftlicher Liebe hängen seine Augen an der holden Gestalt vor ihm.

Wie er sie lieben will! Kein unreiner Hauch, keine peinliche Erinnerung seiner Vergangenheit soll sie anwehen. Ihm ist, als bringe sie sein verlorenes Paradies zurück.

„Hella,“ sagt er plötzlich leise, wie träumend, „Hella, hören Sie mich?“ Seine Stimme klingt beständig weich.

Das junge Mädchen fährt entsetzt herum und starrt ihn aus großen, erschrockenen Augen an; sie kann, wie unter einem Zauberbann, den Blick nicht abwenden von seinem leuchtenden Gesicht.

So — Auge in Auge — erhebt er sich langsam, tritt auf sie zu und faßt ihre Hand: „Hella — ich liebe Sie über alles!“ Ohne Pathos, ohne Ton, ausdrucksvoll, wie eine geflüsterte Liebeslösung streichen die Worte über sie hin; unter ihrem Hauch bewegen sich die feinen Stirnlöcher des Mädchens. „Ich liebe dich!“ sagt er noch einmal und legt bezwingend den Arm um sie. Da rafft sie sich auf.

Schroff stößt sie ihn zurück und macht sich frei. Unnahbar, blaß, mit streng geschlossenen Lippen steht sie vor ihm und sucht nach Worten; halb unbewußt fliegt ihm die Erinnerung an eine junge, unerbittliche Opferpriesterin durch seine erregten Sinne. Ihn fröstelt plötzlich; der Rausch verfliegt, und er fühlt, daß sie etwas Hartes sagen wird.

„Sie lieben mich?“ fragt sie endlich tonlos und mühsam, als koste sie jedes Wort Anstrengung.

„Ja!“ antwortet er fest und klar, wie in der Kirche.

Tiefe Stille, nur die jungen Birken bewegen ihre sensiblen Zweige. Eine Amsel ruft von fern — bunte Schmetterlinge befühlen neugierig den zu Boden gefallenen Glockenblumenstrauß.

„Und Harriet Anders?“ fragt sie kurz und wirft entschlossen den Kopf zurück.

Er zuckt zusammen. „Harriet Anders?“ wiederholt er verwirrt und streift sie unsicheren Blickes, „was ist's mit ihr — was wissen Sie?“

„Daß sie unsere gefeierte Schauspielerin und jahrelang Ihre Freundin war — daß — Sie sie lieben!“ stößt sie leidenschaftlich hervor.

„Es ist nicht wahr!“ fährt er auf. „Elende Verleumdung! Wer hat es Ihnen gesagt?“

Sie zögert, als hole sie mit scharfer Waffe zu tödlichem Schläge aus, ihre Augen sind unnatürlich groß und fast schwarz vor Erregung.

„Wer hat es gesagt?“ mahnt er ungeduldig.

„Ihre eigene Schwester!“ Hart, erbarmungslos deutlich fällt jedes Wort von ihren Lippen. Aus ihren Augen flammt der graufame Triumph des Weibes, den Mann, ihren natürlichen Gegner, niederschmettern, entwaschen zu können.

Darauf war er nicht vorbereitet; er hängt wie vernichtet den Kopf. „Meine Schwester,“ murmelt er tonlos und streicht sich mechanisch das Haar aus der Stirn, „meine Schwester, wie kam sie dazu? Was weiß sie davon?“ Er kann sich nicht zurechtfinden, die peinliche Situation nicht übersehen, er, der sichere, korrekte Weltmann steht verwirrt, wie ein Schulknabe, vor dem Weibe, das er liebt. Und sie fühlt seine qualvolle

Demütigung! In überquellendem Mitgefühl möchte sie ihn fast um Verzeihung bitten.

„Bitte, wollen Sie die Güte haben, mich über die unbegreifliche Indiskretion meiner Schwester aufzuklären?“ sagt er endlich mühsam beherrschend.

Sie neigt zustimmend den Kopf. „Es war vor Jahren,“ beginnt sie stockend, „Ihre und meine ältere Schwester sind, wie Sie wissen, vertraute Freundinnen. In einem Sommerabend saßen sie unter der weinumrankten Veranda unseres Hauses, direkt darüber lag mein Zimmer, und ich las am offenen Fenster — Ihre Gedichte!“ Ein tieftrauriges, krampfhaftes Lächeln, das an verhaltenes Weinen erinnert, zuckt um ihren Mund; soll sie ihm sagen, daß er damals das Ideal ihrer Gedanken war —

„Weiter, weiter,“ drängt er erregt.

Und zögernd fährt sie fort. „Ich hörte nicht, was sie unten sprachen, weil es mir gleichgültig war. Da drang der Name Harriet Anders zu mir herauf. Harriet? Ich war erstaunt. Denselben Namen hatte ich soeben als Widmung über mehreren Ihrer Gedichte gelesen und mir im Geiste das Wesen ausgemalt, dem Ihre Worte und herrlichen Gedanken galten.“ Er verbeugt sich ironisch. „Und dann erzählte Ihre Schwester mit Stolz, daß jene Harriet unsere gefeierte Schauspielerin und Ihre vertraute Freundin wäre, daß Sie ihr Verse und Gedichte widmeten, ihre Rollen mit ihr durchsprächen und einstudierten, kurz, daß sie die Muse sei, die Sie begeistere. Die Schwestern fanden das sehr interessant und faszinierend.“

„Und Sie?“ unterbricht er sie atemlos und starrt sie bremend an.

„Ich wartete immer und immer, daß Sie sich mit ihr verloben würden,“ murmelt sie besagen.

Er zuckt wegwerfend die Achseln; das rührende Kindliche der Auffassung entgeht ihm.

„Verloben!“ sagt er verächtlich und möchte am liebsten auslachen.

„Warum nicht?“ Die großen Augen sehen ihn unruhig forschend an.

„Weil ich sie nicht liebte!“ stößt er ungeduldig hervor.

„Nicht liebte —“ wiederholt sie zweifelnd, mehr für sich, und doch hat sie ihn beobachtet, wie er im Theater keinen Blick von jener Harriet Anders wandte, die flammende, beredte Augensprache der Schauspielerin durch heimliche Zeichen erwiderte. Die vermeintliche Bige empört sie. „Nicht liebte?“ fragt sie spöttisch und erregt sich von neuem, „und doch überschütteten Sie sie mit Blumen und Kränzen, widmeten ihr begehrteste Gedichte und wandten keinen Blick von ihr, solange sie auf der Bühne war.“

„Weil ihre Kunst mich entzückte!“

„Die Kunst allein? O — in Ihren Gedichten aber richten Sie sich selten an ihre Kunst, nur an die Person und ihre Reize.“ Es klingt erbittert, wie Eifersucht, ihre Stimme ist rau.

„Wie können Sie sagen, daß Sie jene nicht geliebt?“ Er fährt mit beiden Händen durch sein dichtes Haar. „Bergreifen Sie nicht, daß man eine solche Dame nicht genug liebt, um ihr seinen Namen zu geben?“

„Nein!“ sagt sie hart und entschlossen, „daß man seine Liebe, sein Herz leichter vergiebt und minder hochhält, als seinen Namen, das verstehe ich nicht. Es klingt von Ueberzeugung durchdrungen, wie das Bibelwort eines streng Gläubigen.“

Einen Augenblick staunt er über die herbe Größe des Mädchens, dann überwältigt ihn der Wunsch, ihr Verständnis zu erzwingen. „Helene, hören Sie mir zu,“ bittet er eindringlich und will ihre Hand fassen, die sie ihm leise entzieht — seufzend ergiebt er sich darein. „Kennen Sie den Tannhäuser?“

„Ja,“ nickt sie verwundert.

„Nun wohl, sehen Sie, die Liebe des Tannhäuser zur Venus — er spricht eindringlich, liebevoll, wie zu einem Kind, in den gedämpften Lauten vibriert der heiße Wunsch, sie zu überzeugen — die Leidenschaft zu jener berückend schönen Frau ist ungefähr meiner Neigung zu Harriet Anders vergleichbar, deren Talent und Kunst mich außerdem als Dichter anzog. Aber ebenjowenig wie Venus imstande war, Tannhäuser zu fesseln —“

Sie läßt ihn nicht ausreden. „Umsonst!“ unterbricht sie ihn abweisend, „ich habe nie begriffen, wie Tannhäuser sich von den äußerlichen Reizen der Venus halten läßt! Tannhäuser ist mir eine unklare, unsympathische, wankelmütige Persönlichkeit —“

Er weicht betroffen zurück; er hat durch den Vergleich mehr verloren, als gewonnen.

„Ich kann diese haitlosen Männercharaktere nicht begreifen, weder Achtung noch Vertrauen zu ihnen haben. Wie soll ich mich auf Gefühle verlassen, die heute jener und morgen einer andern gelten?“ Tiefe Empörung flammt ihm aus ihren Worten entgegen. „Und dann, welche verbrauchten Gefühle! Herz und Gedanken aber mit anderen teilen, das könnte ich weder vergessen, noch ertragen; lieber verzichten!“

Er steht ratlos vor diesem leidenschaftlichen Ausbruch; in ihren Worten liegt unleugbare Wahrheit, eine unbewußte Wertschätzung ihrer eigenen, reinen Persönlichkeit.

Er schwankt zweifelnd, ob er schweigen oder reden soll; ihr sagen, daß er trotz mancher vorübergehenden Liaison noch niemals geliebt, daß die erste, heilige Liebe seines Herzens doch ihr allein nur gilt, weil sie allein sie zu wecken vermochte? Aber sie wird ihm nicht glauben! Und wie soll er sie ihr verständlich machen, jene andere Liebe der Sinnen, von der das Herz nichts weiß?

Das weltunkundige Mädchen voll strenger Grundsätze hat weder Phantasie, noch Sinnlichkeit genug, um das Verführerische der Sünde zu verstehen. Er fühlt es unabweisbar, die Tugendhärte einer solchen Frau ist unerbittlich, wie das Schicksal.

Und ein übermächtiges Verlangen faßt den Mann, sein bedrohtes Lebensglück zu retten; sein ganzes Fühlen drängt sich in eine unaussprechliche Sehnsucht, das liebliche Mädchen an sein Herz zu ziehen. Er braucht nur die Hand auszustrecken, so nahe steht sie vor ihm, so nahe und doch unerreichbar! Die Ohnmacht, die Hilflosigkeit seiner Liebe wird ihm bewußt, wie körperlicher Schmerz; er ballt die Hände.

„Hella, was kann ich thun, um Sie zu erringen? Helfen Sie mir, haben Sie Mitleid! Stellen Sie mich auf die Probe, fordern Sie Beweise meiner Liebe — aus Varmherzigkeit!“

Sie verschlingt krampfhaft die Hände, als ringe sie mit einer unsichtbaren Macht.

„Was soll ich thun?“ wiederholt er bringend; sein flehender Blick erschüttert sie.



„Nichts,“ flüstert sie tonlos, „es ist unmöglich — zu spät!“ Sie läßt den Kopf hängen, wie eine verschmachtete Blüte. Etwas Gebrochenes, Trostloses liegt in der Haltung des Mädchens, als habe sie ihr eigenes Todesurteil gesprochen.

„Nichts,“ sagt er dumpf. „Also erbarmungslos auch diese Madonna!“ Und er lacht schneidend auf. Da treffen ihn ihre Augen mit so wildem Ausdruck, daß er erschrocken schweigt; ein Blick der Erkenntnis durchzuckt ihn: „Hella, Sie lieben mich,“ murmelt er abgerissen.

Das Mädchen weicht zurück und richtet sich stolz auf. „Ich bin verlobt!“ erwidert sie eifrig.

„Ich weiß es. Helene — geben Sie mir Wahrheit, als einzigen Ersatz für verlorenes Glück: gehört Ihr Herz Ihrem Verlobten?“

„Ich habe Achtung und Vertrauen zu ihm,“ entgegnet sie ausweichend.

„Und das genügt Ihnen zur Ehe?“ fragt er bitter. „Ja,“ antwortet sie fest, und leiser: „besser, als Liebe — ohne Vertrauen und Achtung!“

Er zuckt jäh zusammen — die Worte trafen! Einen Augenblick ist es, als wolle der leidenschaftliche Mann auf das Mädchen zustürzen; dann beißt er fest die Lippen aufeinander und starrt finster vor sich hin.

Verloren! Durch die klare Frühlingsluft klingen helle Stimmen, Rufe, abgerissenes Gelächter. Hella fährt auf. „Die anderen kommen,“ sagt sie mechanisch und sieht verstört um sich, „man ruft uns — wir waren ihnen so weit voraus.“

„So?“ entgegnet er abweisend; dann tritt er in schnellem Entschluß auf sie zu: „Hella — Sie sind mir auf immer verloren! Wenn Sie minder weltfremd wären, hätten Sie mich vielleicht begreifen und entschuldigen können.“

Sie macht eine abwehrende Bewegung.

„O, fürchten Sie nicht, daß ich mich verteidigen will,“ beruhigt er sie bitter, „ich weiß, es wäre vergebens. Aber wir stehen vorm Abschied, es ist mir unmöglich, jetzt zu den anderen zurückzukehren. Vielleicht sehen wir beide uns im Leben nicht wieder — wollen Sie mir eine letzte Bitte erfüllen?“

Sie nickt, blaß und verwundert.

„Sagen Sie mir,“ fährt er weich fort, „wenn jener unglückselige Vorfall nicht Ihr Vertrauen zu mir erschütterte, wäre ich dann imstande gewesen, Sie, mein Lebensglück — eine Welt von Zärtlichkeit hebt in den Worten — „zu erlangen?“

Sie hebt die schweren Lider und sieht ihn an — voll, groß, lange.

Der gequälte Ausdruck dieser seelenvollen, tiefen, sehnsüchtigen Augen sagt ihm mehr, als Worte.

„Ich danke Ihnen,“ stammelt er überwältigt und drückt einen langen Kuß auf die schlanken Hände, die eisigkalt in den seinen liegen — dann giebt er sie frei.

Die Rufe der anderen kommen näher und werden dringender; stumm wendet sich das Mädchen ab und gleitet langsam, unhörbar durch das weiche Gras.

Hohe Farrenwedel und blaue, scheue Glockenblumen schlagen erschrocken hinter ihr zusammen, schwanen zitternd eine Weile nach, immer weniger — weniger, bis sich allmählich auch die ängstlichsten Blüten beruhigen und still stehen, wie zuvor.

Der Mann starrt der weißen, jungen Gestalt mit brennenden Augen nach, bis sie hinter Stämmen und dichtem Gebüsch verschwindet; dann senkt er qualvoll auf.

Sein Glück ist von ihm gegangen. Eine trostlose Leere und Dede lastet auf ihm, als sei er allein in der Welt; allein mit seinen Selbstvorwürfen und einer namenlosen Sehnsucht. Seine Vergangenheit grinst ihn höhnend an, wie ein mißlungenes Werk seinen Bildner, dessen Zukunft es, vorgehend, vernichtet.

Verheißtes Leben! In wilder Hast, als entgehe er seinen Gedanken, stürmt er den Berg hinunter auf einem steilen, dornigen Pfad. Spitze Steine bohren sich schmerzhaft durch seine dünnen, seinen Stiefel, lange Ranken wilder Rosen werfen sich ihm feindselig in den Weg — der erregte Mann merkt es nicht.

Der Abhang droben mit seiner Frühlingspracht, seiner zerfallenen Steinbank und den jungen, wirgrünen Birken ist einsam. Die schrägen Strahlen der Abendsonne verklären die ausgebreitete, friedliche Schönheit. Vom Kampf um Menschen Glück blieb keine andere Spur, als ein wackelnder, am Boden liegender Blütenstrauß.

### Hohenschwangau und Neuschwanstein.

Als der unglückliche letzte Sproß der Hohensauten, Conrado, jenen verhängnisvollen Zug nach Italien antrat, wo seiner Verrat und Mütters Rüst hatten, nahm er auf der Burg Schwanstein von seiner Mutter Abschied. Tiefbewegt warf er scheidend noch einen letzten Blick über Berg und Thal, Land und Seen hin und rief wehmützlich: „Wie wird mir in der Ferne das Herz brennen nach dieser Aussicht!“ Ähnliche Empfindungen, wenn auch weniger schwermützig, werden zahllose Besucher jenes wunderbar gelegenen, jetzt Hohenschwangau benannten Bergschloßes mit von dannen genommen haben: ein Bild von großartiger, fast unbeschreiblicher Schönheit haftete unaussprechlich in ihrer Erinnerung. Einen schwachen Abglanz davon bietet unser Bild (S. 417). Von der Spitze eines vorstehenden Berggipfels, dem sogenannten Pindeplatz, überblicken unsere Leser den von hohen, schroff aufsteigenden Felswänden eingefassten herrlichen Schwangsee, überragt im Hintergrund von den beiden malerisch gelegenen königlichen Lustschloßern Hohenschwangau und Neuschwanstein, den gefeierten Schauplätzen von Sage und Geschichte, letzteres namentlich geweiht durch die Erinnerung an seinen unglücklichen Erbauer, König Ludwig II., dessen Lieblingskuppelung der phantastisch schöne und reiche Bau war.

Natur und Kunst haben gewetteifert, beiden Burgen höchsten Schönheitsreiz zu verleihen, nachdem erstere jahrhundertlang Unbilden, Kriegsnot und Plünderung hatte über sich ergehen lassen müssen. Ursprünglich Besitz der Edlen von Schwangau, ward die Burg von Karl V. an Johann von Baumgarten veräußert, kam 1567 an das Haus Bayern, wurde Wohnsitz jüngerer Prinzen und erlitt im Tiroler Kriege schwere Verwüstung. Erst 1832 widerfuhr der herrlich gelegenen Ruine volle Wiedergeburt: Kronprinz Maximilian erwarb sie und ließ sie in ursprünglicher Schönheit wieder herstellen: sie wurde sein Lieblingsitz, und der Aufenthalt in ihren Mauern, die Rundschau von ihren Zinnen linderte dem hohen Manne manchen schweren Schmerz, und mußte er fern von da weilen, so „brannte auch ihm das Herz“, wie einst dem unglücklichen Konradin, „nach der Aussicht von diesen Höhen.“ Unser Bild begründet diese Sehnsucht in überzeugender Weise.

### Gefahren beim Genuße roher Milch.

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Es sind in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Epidemien bekannt geworden, welche auf den Genuß von Milch, meistens ungekochter Milch, zurückgeführt werden mußten und deren Besprechung für eine Frauenzeitung sich ganz besonders eignet, weil Milch ja die Hauptnahrung der Kinder bildet.

Auch an diesen Krankheiten sind wieder die jetzt so viel besprochenen Bakterien oder Spaltpilze schuld, wenn sie in die Milch geraten. Letztere bildet, wie durch Versuche nachgewiesen ist, für eine Reihe gesundheitschädlicher (pathogener) Bakterien einen sehr geeigneten „Nährboden“, in welchem sie sich lange lebensfähig erhalten, zum Teil erstaunlich schnell vermehren. Werden dergleichen Krankheitskeime mit der Milch verschluckt, so tritt ihnen in dem lauren Magenast allerdings ein mächtiger Feind entgegen, der sie häufig vernichtet; sind sie aber sehr zahlreich oder ist der Magen zur Zeit weniger leistungsfähig, so gelangen sie lebend in den Darm, von da aus ins Blut und vergiften, sich schnell ins Unglaubliche vermehrend, den ganzen Körper.

Fragen wir weiter, auf welche Weise jene Bakterien in die Milch kommen, so haben wir zwei verschiedene Möglichkeiten zu unterscheiden: einmal nämlich kann das Tier, dem die Milch entnommen ist, schon krank sein und die spezifischen Keime enthalten, die Milch also, wenn sie aus dem Euter kommt, bereits mit den Bakterien versehen sein. In den anderen Fällen wird die Milch erst auf dem Wege zwischen Euter und Mund infiziert oder verunreinigt. Diese Verunreinigung aber kann wieder auf mannigfache Weise geschehen, bald dadurch, daß die giftigen Keime aus der Luft hineinfallen, oder daß sie mit dem Wasser hineingeraten, das zum Verdünnen der Milch oder zum Reinigen der Milchgefäße benutzt wurde, oder endlich durch unreine Geräte oder Hände, welche mit der Milch in Berührung kommen.

Sicher erwiesene gilt es, daß sich Tuberkulose (Schwindsucht), Typhus (Nervenfieber) und Cholera durch den Genuß ungekochter Milch fortpflanzen, wahrscheinlich thut es auch das Scharlachfieber und der Milzbrand; noch nicht erwiesen, aber gemutmaßt ist es von den Majern und der Diphtherie. Wir wollen hier, ihrer Wichtigkeit wegen, nur die Ansteckung mit Tuberkulose, Typhus und Scharlachfieber besprechen.

Die Kühe leiden häufig an einer Krankheit, Perlsucht genannt, welche nach neuer Entdeckung identisch ist mit der Tuberkulose des Menschen und besonders oft vorkommt in den Milchwirtschaften großer Städte und deren Umgebung. Genießt ein Kind alltäglich die rohe Milch einer solchen perlsüchtigen Kuh, so erliegt der zarte Organismus allmählich der schrecklichen Krankheit. Professor Demme sah sie z. B. bei vier Kindern eintreten, welche früher kerngesund waren und dies Leiden sicher nicht geerbt hatten.

Bei der Verbreitung des Typhus durch Milch liegt die Sache anders, insofern die Typhus-Bakterien erst in die gemolkene Milch hineingelangen, und zwar geschieht dies wohl am häufigsten mit dem Wasser, das zum Reinigen der Gefäße oder zur Milchtaufe verwandt wird. Bei der Typhus-Epidemie von Islington (1870) erkrankten in 67 Häusern 168 Personen, wovon 26 starben. Fast sämtliche Fälle betrafen Familien, die ihre Milch von demselben Milchhändler bezogen hatten. Dieser Milchhändler und sieben seiner Hausgenossen gehörten zu den Erstinfizierten. Es wurde damals festgestellt, daß ein aus Holz gebauter Wasserbehälter mit der Kloake in Verbindung stand und daß das Wasser desselben zum Reinigen der Milchgefäße wie auch zum Verdünnen der Milch benutzt wurde.

Doch kann die Entstehung von Typhus durch Milch auch noch auf andere Weise vor sich gehen. Dr. Roth beobachtete z. B. eine solche Epidemie, die wahrscheinlich dadurch entstanden war, daß die zum Verlaufen bestimmte Milch in einem Schrank in der Nähe des Bettes der an Typhus erkrankten Tochter lagerte, eine Nachlässigkeit, die nur aus einer schier ungläublichen Inobliege mancher Händler erklärbar wird. Dr. Roth, welcher daraufhin die zur Aufbewahrung der Milch benutzten Räume der kleinen Milchwirtschaften in Belgard (Pommern) durchmusterte, fand, daß nur bei einem Drittel derselben besondere Räume dafür existierten. In Polzin waren von den 73 Milchwirtschaften 29 auf die Schlafstube als Aufbewahrungsort der Milch angewiesen, 3 auf die Wohnstube, 27 auf die Speisekammer, bzw. Küche, 1 auf den Hausflur und nur 13 auf besondere Stuben. Daß bei so traurigen hygienischen Verhältnissen für die Verderbnis der empfänglichen Milch Thor und Thür geöffnet ist, liegt auf der Hand, und es würde die Gefahr der Ansteckung mit Typhus durch Milch noch größer sein, wenn nicht diese Krankheit durch die zunehmende öffentliche Sauberkeit der Städte und die Einrichtung von Kanalisation immer seltener würde.

Auch die Uebertragung von Scharlachfieber vermittelt der Milch ist vielfach behauptet worden, und zwar dachte man sich den Vorgang so, daß entweder rekonvalescente Scharlachfranke das Melken besorg oder Melker mit scharlachkranken Kindern sich vorher abgegeben hatten. In Fallowfield z. B. erkrankten in 18 Familien innerhalb 36 Stunden 24 Personen an Scharlach, und zwar hatten dieselben sämtlich die Milch aus derselben Meierei bezogen. In dieser Meierei, in der 20 Kühe gehalten wurden, lag zur Zeit des Ausbruchs der Epidemie in der Familie des einen Melkers ein Knabe im Abschuppungsstadium des Scharlachs. Die Wahrscheinlichkeit einer Uebertragung von Scharlach durch Milch war also vorhanden.

Was aber können wir nun zur Abwehr der nachgewiesenen oder mutmaßlichen Gefahren thun?

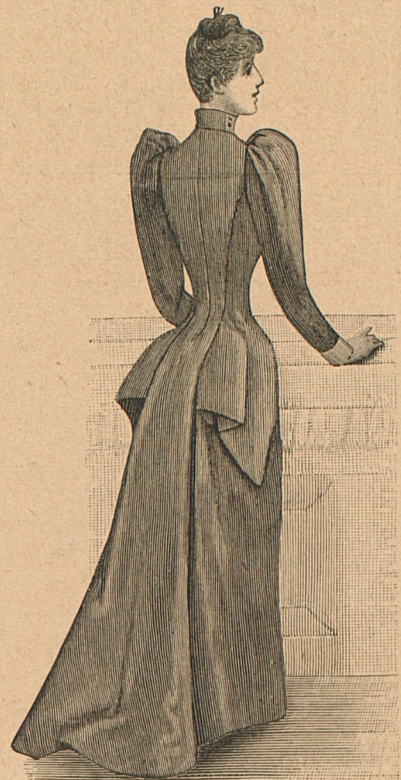
Das Hauptmittel besteht jedenfalls in der Vermeidung des Genußes ungekochter Milch, und die Erscheinung, daß solche Milchepidemien sich hauptsächlich in England ereigneten, ist aus der englischen Gewohnheit zu erklären, die Milch häufig roh zu genießen, als es in Deutschland geschieht. Durch die Siedehitze beim Kochen werden die meisten Bakterien vernichtet. Indessen doch nicht alle, namentlich ihre sehr widerstandsfähigen und lebensfähigen Keime oder Sporen nicht. Wer also mit der Milch ganz sicher gehen will, gebrauche nur sterilisierte (d. h. keimfreie) Milch, wie sie in neuester Zeit in den Handel gebracht wird. Aus dem gleichen Grunde sind auch die Soxhlet'schen, besonders aber die von

Schmidt-Mühlheim konstruierten Milchkochapparate von hoher hygienischer Bedeutung.

Vermeidung ungekochter Kuhmilch ist jedenfalls eine Vorsichtsmaßregel, die nicht genug empfohlen werden kann. Ich betone das Wort Kuhmilch, weil Ziegenmilch z. B. nicht leicht Tuberkulose überträgt, da Ziegen nicht an Perlsucht leiden. Daß nebenher die Hausfrau aber auch recht wäherlich und behutsam in betreff der Bezugsquelle ihrer Milch sein muß, das brauche ich ihr nach den obigen Beispielen von Unsauberkeit nicht mehr ans Herz zu legen. Tritt zur hauswirtschaftlichen Vorsicht noch die genaue öffentliche Kontrolle der Milch, wie sie z. B. für Berlin schon seit 1887 eingeführt ist, so sind damit die Gefahren, die aus dem Genuße der Milch, dem noch immer besten Kindernährmittel, erwachsen, wesentlich beseitigt.

### Beschreibung des kolorierten Stoffbildes „November“.

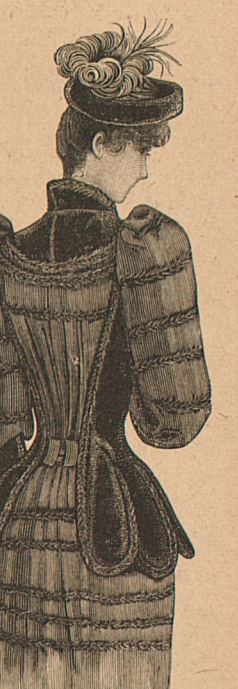
Fig. 1. Kleid aus Tuch. Unser Original, das auch eine sehr gute Vorlage für eine Sammettoilette bildet, ist aus Tuch gefertigt und besteht aus einem mit leichter Schleppe versehenen Prinzesskleid, das durch einen tiefen Futterrock aus gleichfarbigem Taffet verbollständigt wird.



Letzterer ist 220 Cent. weit, vorn 95, hinten 110 Cent. lang, unten mit einer 7 Cent. breiten gleichen Plüschfrisur begrenzt, mit zwei je 12 Cent. breiten, ausgezackten Frisuren von Taffet garniert und hinten, 32 und 63 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug versehen. Das Kleid ist in ganzer Länge mit Taffetfutter und hinten mit Rosa-Haareinlage versehen und, wie ersichtlich, an den Seiten je mit einem Schößteil ausgestattet, der dem Seitenteil angehängt wird. Vorn hat man das Kleid auf den mit Haken und Dejen geschlossenen Futterteilen mit einem Zug aus mit schwarzen Perlen und Goldfäden benähter Spitze verbunden, dem sich ein gleicher Stehfragen anschließt. Die übereinander tretenden Vordertheile sind oben mit großen Revers aus

Sammet in hellerer Nuance ausgestattet, am Außenrande derselben, sowie am vorderen Rande mit 1 1/2 Cent. breitem schwarzem Atlasband eingefasst und mit einer schmalen Bordüre aus Zett und Silber verziert. Die glatten, oben stark eingereichten Ärmel garnieren schmale Revers aus Sammet (siehe auch die obenstehende Rückansicht).

Fig. 2. Kleid aus gestreiftem Wollentoff und Sammet. Für das Kleid, das aus Rock und Taille besteht, ist verschiedenfarbig gestreifter Wollentoff, der quer verarbeitet wird, sowie schwarzer Sammet verwendet. Zunächst stellt man den Futterrock aus dunkelgrünem Taffet vorn 101, hinten 106 Cent. lang, 210 Cent. weit her, begrenzt ihn unten mit einer 6 Cent. breiten Plüschfrisur von Taffet, garniert ihn dann mit einer 12 Cent. breiten ausgezackten Frisur von gleichem Stoff und bringt, 30 und 58 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je einen Zug an. Der zweite Rock aus Oberstoff ist 300 Cent. weit, vorn 102, hinten 107 Cent. lang und mit einem 5 Cent. breiten Sammetstreifen begrenzt; vom oberen Rande aus hat man den Rock vorn 44 Cent. breit, 7 Cent. lang, oben bis auf 5, unten bis auf 7 Cent. Breite eingereicht, an den Seiten leicht angehalten und hinten zu beiden Seiten des Schließes den noch freien Stoff je 9 Cent. lang bis auf oben 6, unten 7 Cent. Breite gleichfalls dicht eingekräuselt; diese Faltenlagen werden, damit der Rock sich infolge seiner Schwere nicht herunterzieht, vorn und hinten der dazwischen kurzen Taille gegengehakt. Letztere ist auf den vorn mit Haken und Dejen geschlossenen Futterteilen aus Taffet passgenau mit Sammet bekleidet, dem sich die vorn und hinten oben glatten, unten zweimal eingekräuselten Teile aus gestreiftem Stoff anschließen (siehe auch die nebenstehende Rückansicht); letztere werden vorn mit dem Passenteil zusammen dem linken Futterteil übergehakt. Den Ansatz des Wollentoffes bedecken, wie ersichtlich, die Sammetteile, die unten in Patten enden und am Außenrande mit den schmalen helleren Streifen des Wollentoffes garniert sind. Gleiche Streifen zieren auch die Passe, sowie den Stehfragen und die Manschetten aus Sammet, welche den unteren Abschluß der haushändigen Ärmel aus Wollentoff bilden. Den unteren Rand der Wollentoffteile bedecken vorn und hinten gürtelartig 5 Cent. breite Sammetstreifen, die je mit einer Metallstiege versehen sind.



Bezugsquellen der Modelle: Berlin, Modebazar Gerjon u. Comp., Fig. 1; Bonwitt u. Littauer, Behrenstr. 26, Fig. 2.



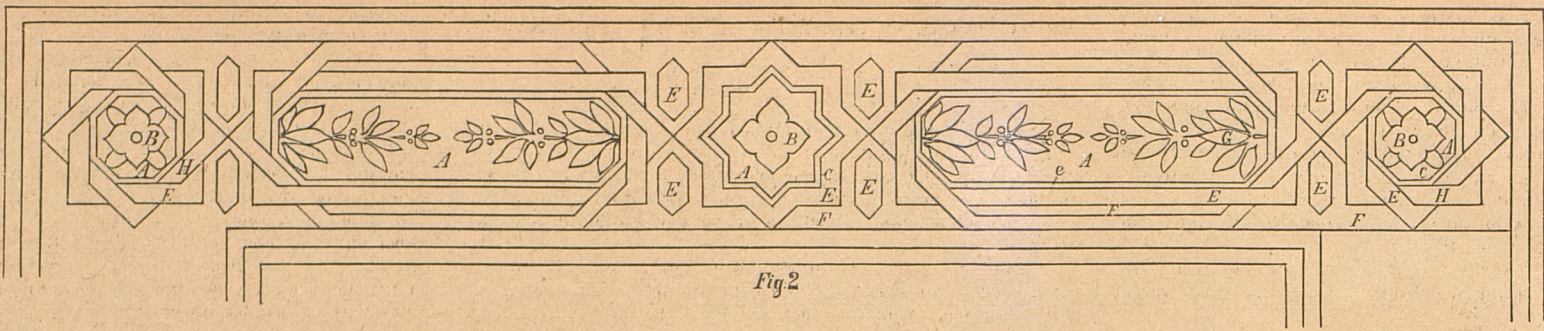


Fig. 2

### Der Mosaikrahmen.

(Fortsetzung zum „Schachbrett“.)

Nachdruck verboten.

Anstatt des im Unterhaltungsbeiblatt der vorigen Nummer des „Bazar“ erwähnten flachen Rahmens lassen wir uns einen solchen anfertigen, wie Fig. 1 zeigt. Das Lichtenmaß von 32 Cent. bleibt, ebenso der Falz, nur das obere Profil zeigt eine kleine Veränderung.

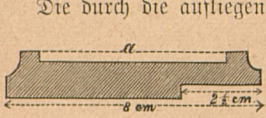


Fig. 1.

Die durch die aufliegenden Leisten entstandene Vertiefung a bestreichen wir mit gelöstem Schellack, lassen den Anstrich trocknen und wiederholen denselben so lange, bis die gedeckten Stellen glänzend sind. Eine halbe Tafel kölnischen Leim legen wir in einen halben Liter Wasser und lassen sie weichen. Nach 6 bis 8 Stunden wird der Leim mit dem Wasser auf Feuer gebracht und verbleibt hier, unter öfterem Umrühren, so lange, bis er sich gänzlich gelöst hat. Nach einigem Abkühlen gießen wir 3 Eßlöffel des Leimes in einen halben Liter Wasser, mischen es ordentlich und fügen nach und nach, ohne zu rühren, so viel Gips hinzu, als das Wasser aufsaugt. Nun wird die Masse eine Minute tüchtig durchgerührt, sie muß dann so dick sein, daß sie wie dicker Mehlbrei noch fließt.

Mit diesem Gips füllen wir nun schnell den Rahmen und streichen dabei die Oberfläche mit einem Tischmesser glatt. Die gegebene Zeichnung Fig. 2 ist auf den bald hart werdenden Gips zu übertragen. Am leichtesten geschieht dieses durch das Durchreiben einer gestochenen Pause, doch können wir auch blaues Pauspapier (sogenanntes Delpapier) hierzu verwenden.

Es kommt nun eine Technik in Betracht, die so einfach ist, daß sie eigentlich keiner Illustration bedürfte. Wir nehmen eine starke Nadel, etwa eine kurz angeschliffene Stricknadel oder einen nicht zu starken Drahtstift oder Ähnliches und zeichnen mit diesem harten Werkzeug durch gelindes Ausdrücken kleine Vertiefungen, kleine Rinnen in den leicht zu bearbeitenden Grund, und zwar so, daß wir die Kontur schonen, den gesamten übrigen Raum aber durch Einzeichnen kleiner unregelmäßiger Flächen, ähnlich den wirklichen Mosaiken, unterbrechen. Wir

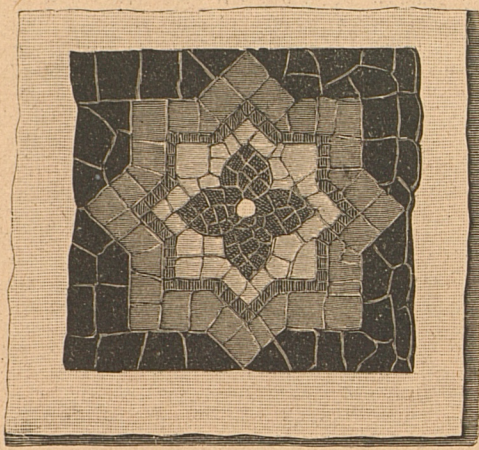


Fig. 3.

werden sehr bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Grund wirklich wie aus Steinchen zusammengesetzt aussieht.

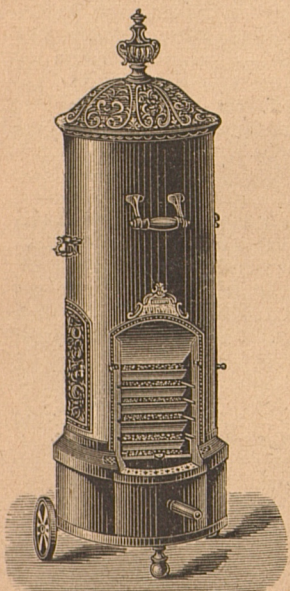
Das einzige, was uns noch täuscht, ist die gleichmäßige weiße Farbe. Ist der gesamte Rahmen mosaikartig vorbereitet, so lassen wir ihn 3 bis 4 Tage stehen, um die Feuchtigkeit, welche der Gips in hohem Maße enthält, entweichen zu lassen (Fig. 3).

Wir können zur Vollendung der Arbeit Del- oder Wasserfarben nehmen. Benutzen wir Delfarben, so werden diese mit etwas Harlemer Siccativ und einigen Tropfen Terpentin verdünnt aufgetragen. Es wird dabei Sache der Künstlerin sein, entsprechende Farben für Bänder, für Laub, Grund, Rosetten u. s. w. zu nehmen; hier und da kann auch der weiße Ton als Farbe Verwendung finden, wir thun jedoch gut, in diesem Falle die gerissenen Rinnen mit etwas Grau nachzuziehen, damit eine erhöhte Wirkung des weißen Steines erzielt werde. Das in der Zeichnung (Fig. 2) gegebene Muster kann z. B. für die mit A bezeichneten Felder Gelb (Oker), B Dunkelblau (preuß. Blau, Ultramarin), C Dunkelbraun, E pompej. Rot, F Schwarz, G Olivgrün und H Weiß bekommen.

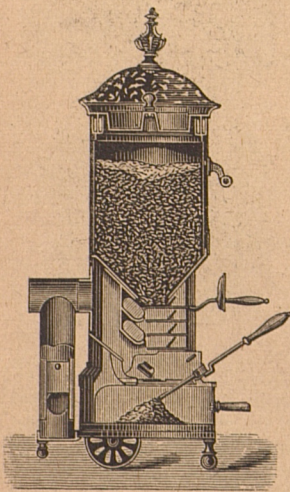
Nachdem die Malerei beendet ist, lassen wir sie trocknen, sie wird dann durch den Zusatz von Harlemer Siccativ einen matten Glanz zeigen. Benutzen wir statt der Delfarben Aquarellfarben, so malen wir die Steinchen aus, lassen sie ein paar Stunden trocknen und nehmen dann etwas weißes Wachs, das wir in Spiritus lösen, bestreichen damit die Malerei ganz schwach, lassen den Anstrich 3 bis 4 Stunden stehen und reiben dann das Ganze mit einem leinenen Lappchen blank. Wenn das Ornament einigermaßen mit Verständnis gemalt ist, wird niemand diese Imitation von einer echten Arbeit unterscheiden können. Oskar Hülcker.

### Wirtschaftsplaudereien.

Neuer patentierter Kaminofen „System Cadé“. Der neue Heizapparat ist ein Regulier-Füllofen, der mit festen Füßen oder auch mit Rädern versehen werden kann, sodaß er sich leicht von einem Raum in den anderen bringen läßt. Er bietet also die Möglichkeit, mehrere Zimmer nacheinander zu heizen; die Hitze, welche er erzeugt, ist intensiv, da 82 Prozent der entwickelten Wärme im Raume verbleiben und nur 18 Prozent durch das Rauchrohr entweichen; der nötige Zug kann leicht durch Anschluß seines Rohres an die geöffnete Thür eines Kachelofens hergestellt werden. An Brennmaterial soll er nur für 20 bis 35 Pfennig in 24 Stunden gebrauchen und damit Räume bis zu 250 Kubikmeter Inhalt vollständig erwärmen können. Verwendung ist jedes feuerfeste Material, selbst Koksgrus, am besten Anthracit. Letzteren schüttet man in haufelnmäßigen Stücken oben in den Heizsylinder; in dem Maße, wie die Verbrennung fortschreitet, sinkt das Heizmaterial nach unten. Im Feuerungsraum findet eine so vollkommene Verbrennung statt, daß sich weder im Ofen noch in den Röhren Ruß ansammelt. Für hinreichende Feuchtigkeit der Zimmerluft sorgt eine über dem inneren Deckel befindliche Wasserschale. Die Regulierung der Verbrennung erfolgt leicht durch einen in dem unteren vertikalen Teil des Rohres angebrachten Schieber. Zu den berührten Vorzügen des neuen Ofens kommt hinzu, daß er nur eines Platzes von etwa 60 Quadratcentimeter bedarf und fast keine Reparaturkosten erfordert, da die der Abnutzung ausgelegten Teile einfache billige Stäbe sind, die man selbst auswechseln kann. Der Cadé-Ofen (unserer Skizzen zufolge das Neueste, sowie eine Durchschnittszeichnung desselben) wird in zwei Ausführungen, einfach geschwärtzt zum Preise von 54 Mk., sowie fein vernickelt zu 72 Mk. gefertigt.



Bezugquelle: Magazin des königlichen Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.



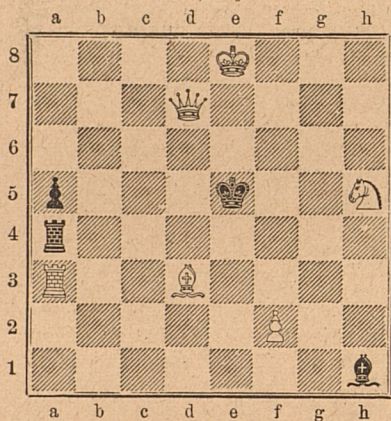
### Schach.

#### Aufgabe Nr. 301.

Von G. Heathcote.

Erster Preis im Probenturnier von „English Mechanic“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

#### Auflösung des Räthfels Seite 379.

Garibaldi. — Gar(i)bal(i).

#### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 131 Seite 379.

Zu dem einen Etui befanden sich 56, im anderen 44 Ringe, also eine siebenfache und eine elffache Zahl.

### Räffel.

Ich bin ein Kobold eigner Art,  
Niemand bleibt stets vor mir bewahrt.  
Ich tauch' empor aus leeren Taschen  
Und stehe vor dem Gruf der Flaschen.  
Es bleibt kein Stoff ganz unversehrt,  
Sobald ich bei ihm eingekehrt,  
Und tret' ich in des Saales Runde —  
Dem Redner stoßt das Wort im Munde.  
Ich färbe oft der Schönsten Angesicht,  
Wenn der Geliebte mit ihr spricht.  
Buchhändler werden auch von mir gequält,  
Sie wollen sich mit Meistern gern verbinden,  
Bewerber sind zwar viel zu finden,  
Doch wen'ge nur sind auserwählt.

Dr. Erich Fabian.

#### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 133.

Die Besitzerin einer Schuhwarenhandlung übernahm eine Lieferung von Damenschuhen, welche in monatlichen Partien während einer festgesetzten Anzahl von Monaten dem Käufer behändigt werden sollten. Lieferte sie monatlich je 78 Paar, dann hatte sie im letzten Monat noch 66 Paar; lieferte sie aber monatlich je 85 Paar, dann hatte sie während des letzten Monats nur noch 10 einzufenden.

Aus wieviel Schuhpaaren bestand die Lieferung? Und wie groß war die Zahl der Monate?

### Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

**Kochbuch-Litteratur.** Unsere sparsamen Hausfrauen werden hierdurch auf zwei Bücher aufmerksam gemacht, die soeben in neuer, geschmackvoller Ausstattung bei G. A. Kaufmann, Leipzig, erschienen sind: 1) *„Scheibners illustriertes Koch- und Wirtschaftsbuch, die gute und billige Küche“*, in neuer, verbesserter Auflage, mit ca. fünfzig höchst gelungenen Textabbildungen, die besonders für Anfängerinnen in der Kochkunst außerordentlich belehrend und nutzbringend sind und dem beliebten Buch, das sich bereits in hohen und niederen Kreisen eingebürgert hat, einen neuen Reiz verleihen. Preis eleg. geb. M. 2.75, kart. M. 2.25. — 2) *„Die Kartoffelküche“* von S. Koberitz. Dies durchaus praktische und höchst billige Büchlein enthält an selbst erprobten Rezepten zu Kartoffel Speisen eine kaum glaubliche Anzahl, deren Benutzung schon bei den jetzigen hohen Vortpreisen überall willkommen sein wird. Der Preis für das gebundene Buch, welches in keinem Haushalt fehlen sollte, ist nur 75 Pf.

**Verfälschtes.** Frau Dr. Z. in Z. Zur kunstgerechten Reparatur wertvoller alter Binngegenstände wenden Sie sich am besten an die Kunsthandlung von Fleischmann in Hiltberg.

**L. E. in Bromberg.** Die Kultur der Nelken erfordert ganz besondere Sorgfalt. In erster Linie ist für eine passende Erde zu sorgen, gleichviel Lauberde und Sand, dann häufigeres Umpflanzen in neue geräumige Töpfe und Begießen mit Regen- oder Flußwasser. — Bezüglich der zweiten Frage wollen Sie sich direkt an den Vetter-Verein, Berlin SW., Königgräberstraße 90 wenden.

**Bazar-Abonnement in Z.** Ueber Ihre in Bezug auf Pflege etc. der Tauben gestellten Fragen finden Sie genaue Auskunft in dem Werkchen von Reumeyer „Das Ganze der Taubenzucht“ (Weimar 1876, 3. Auflage).

**Haushalt und Küche.** A. G. in G. Zum Herstellen von Heidelbeerwein legt man 10 Liter Heidelbeeren mit reichlich Wasser zum Kochen auf, läßt die Beeren kochen, durch einen irdenen Durchschlag ablaufen und gießt noch so viel kochendes Wasser nach, daß es reichlich 20 Liter Flüssigkeit wird. Nach einiger Zeit läßt man durch ein feines Tuch, legt 1 Kilo Zucker hinzu, füllt auf ein 18–20 Liter Faß und läßt bei geöffnetem Spund gären. Man kann die Gärung durch Zusatz von etwas guter Hefe beschleunigen. Wenn die Hauptgärung vorüber ist, wird das Faß in einen nicht zu tiefen Keller gebracht und so lange noch unverspundet stehen gelassen, bis sich kein Schaum mehr zeigt, d. h. bis auch die Nachgärung vollständig vorüber ist. Nun wird das Faß mit bereits vergorenem Säfte oder in Ermangelung dessen mit Zuckersaft nachgefüllt, dicht verspundet und sechs Monate im Keller gelagert. Nachher kann man entweder in ein neues Faß umfüllen, oder direkt auf Flaschen ziehen.

**Wäsche, Garderobe und Schmuck.** Marie S. in W. Bei der großen Anzahl der gegenwärtig in der Leinwandfärberei üblichen Farben ist es unmöglich, einen allgemein gehaltenen Rat zu erteilen. In vielen Fällen gelingt es, die durch Abfärben entstandenen roten Flecke durch Behandeln mit starkem Spiritus, dem etwas Essig zugemischt wurde, zu entfernen.

**F. L. Halle.** Die Reinigung eines Seiden-Büschmantels läßt man am besten in einer chemischen Reinigungsanstalt vornehmen.

**Frau C. v. P.** Sie haben nicht angegeben, welcher Art die durch Abfärben entstandenen Flecke sind.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** Abonnentin in B. Gegen Miteßer empfiehlt sich öfters Ausdrücken, nachheriges Wuscheln mit Eau de Cologne und der Gebrauch einer milden guten Toilettecreme.

**A. J. in D. — G. G. — A. B. in G. — B. St. in D.** Bei wirtlichen Haartranchen raten wir sehr davon ab, das Uebel durch Hausmittel verbessern zu wollen, am allerwenigsten ist aber der Gebrauch der nicht selten schädliche Bestandteile enthaltenden Geheimmittel zu empfehlen. Konsultieren Sie einen tüchtigen Spezialarzt. Das sogenannte antipetrische Birkenwasser von G. Dralle in Hamburg ist uns nicht bekannt.

**A. B. in G.** Gegen feuchte Hände wird allerdings zeitweiliges Waschen mit schwacher Alaunlösung oder essigsaurer Thonerde verwendet.

**S. St. in D. v. St.** Die vom Karlsruher Ortsgesundheitsrat erlassene Warnung vor einem kupfer- und pyrogallussäurehaltigen Haarfärbemittel gilt der „Ruferrathhaarfärb“ von Schwarzlohe, welche von dieser Firma längst nicht mehr fabriziert wird. Wir haben vor diesem Mittel, lange bevor sein Verkauf gesetzlich verboten wurde, an dieser Stelle gewarnt. — Mit Recht konnten wir dagegen das — leider einen ähnlichen Namen tragende — neue Haarfärbemittel, welches dieselbe Berliner Firma an Stelle des alten treten ließ, nämlich die „Rufhaarfärb“ empfehlen. Dieses Mittel, dem Privatdocenten Dr. S. Erdmann in Halle für Deutschland patentiert (D. P. Nr. 47 349), enthält keine schädlichen Metalle, sondern unschädliche Farbstoffe. Beide Mittel sind nicht zu verwechseln, da dem Karton, in dem das neue Mittel verpackt, die oben erwähnte Patentnummer aufgedruckt ist.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor V. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sterzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „November“.